

~~2. Bd.~~

Naturhistorische

B e s c h r e i b u n g

der

S ä u g t h i e r e.

Nach Buffon bearbeitet

von [Karl Schmid]



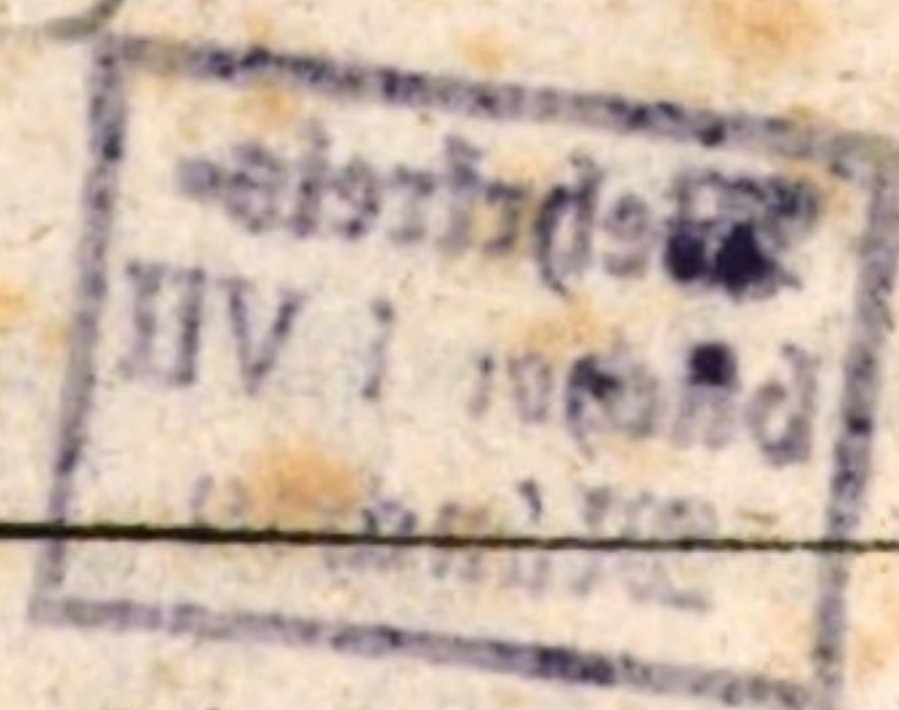
B
Schmid

Erster Theil - 3. Th.

ad

München bey Johann Jakob Giel

1814.



Gedruckt mit Zängl'schen Schriften.

Gd. 166 | 1439

Naturhistorische

Beobachtungen

der

Sammlung

Nach Hefen bearbeitet

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Erster Teil

Behtreis-
bücher I VII
München

Altbestand 39070

E i n l e i t u n g.

*U*nter den erschaffenen Dingen nehmen wir eine stete Veränderung, und einen unaufhörlichen Wechsel wahr, der uns ihr Bestehen, und ihre Dauer sehr ungewiß macht.

Im ganzen Gebiete der Natur ist kein Stillstand, und keine todte Ruhe, sondern eine stete Bewegung, und ein stetes Fortgehen. Die Pulse des Lebens, die wir selbst fühlen und zählen, verbreiten sich durch die ganze Schöpfung. Mit jedem Pulsschlage rückt unser Leben vorwärts, und mit jedem Momente bewegt sich auch das Leben der Natur, und der ganzen Schöpfung. Eben so wie unser Leben verschiedene Epochen durchläuft, und der Mensch seine wechselnden Alter hat, so hat die Natur überhaupt ihre Epochen, und verschiedenen Alter. Entstehen, Wachsen, und Vergehen ist das allgemeine Gesetz der Natur, um das sich Alles in einem Zirkel bewegt. Erd' und Steine, Thiere und Pflanzen, Alles leidet eine Veränderung durch die Zeit. Die Pflanzen entkeimen der Erde, blühen, bringen Früchte, welken und sterben. Die Thiere werden geboren, wachsen, vermehren sich und sterben.

Wenn aber alle erschaffenen Dinge diesem Wechsel unterworfen sind, so waltet dennoch unter ihnen ein stufenweiser Unterschied ob, vermög welchem nicht alle auf dieselbe Art entstehen, wachsen und vergehen. Einen andern Platz in der Kette der erschaffenen Dinge nimmt der Stein, einen andern die Pflanze, einen andern das Thier ein. Alle natürlichen Dinge stehen in einer

gewissen Unterordnung gegeneinander, welche dem Fortgange, und dem Leben des Ganzen genau entspricht. Die Theile unsers Körpers sind nicht alle gleich wichtig. Sie sind alle nach einem weisen Zwecke geschaffen; einige haben aber doch einen gewissen Vorrang. So behaupten in der Schöpfung überhaupt einige natürliche Dinge einen Vorrang, und bilden in derselben eine Stufenleiter, wo jedem sein eigener Platz und Rang zukömmt. Die untersten Glieder in dieser Stufenleiter sind die Erden und Steine. Aufwärts stehen die Pflanzen, und nach ihnen die Thiere. Zwischen diesen Hauptstufen giebt es Berührungen, die uns eine genaue Gränzbestimmung unmöglich machen. Wir können nicht eigentlich sagen, wo das Pflanzen- und wo das thierische Leben anfängt, weil beyde sich in ihrem Ursprunge verlieren. Es giebt Produkte, die einen schon zweifelhaften Charakter an sich tragen, und an denen man nur undeutliche Merkmahle von dem Pflanzen- oder thierischen Leben erkennen kann. Doch lassen sich einige allgemeine Merkmahle angeben, um Stein, Pflanze und Thier von einander zu unterscheiden.

Wir nehmen diese Merkmahle von den Aeufserungen des Lebens her, das wir uns als den Gegensatz des Todten denken. Wir bemerken an dem einen Theile der natürlichen Produkte dieses Leben, an dem andern Theile aber nicht. Daran, an dem Symptome des Lebens, erkennen wir unter ihnen eine Hauptscheidewand. Die mineralischen Produkte sind leblos, und trennen sich insoferne gänzlich von Pflanzen und Thieren, welche Leben haben. Wir nennen die letztern organisch, die Steine oder Mineralien aber unorganisch, weil wir uns einen Begriff feststellen müssen, unter dem alles Leben bedingt wird. Dieser Begriff ist das organische Seyn und Bestehen.

Pflanzen und Thiere sind wie künstliche Maschinen gebaut. Sie empfangen durch gewisse Organe, oder durch künstliche Werkzeuge, die Mittel zu ihrem Wachstume und ihrer Erhaltung. Diese Mittel, welche ihre Nahrung heißen, kommen alle aus fremdartigen Stoffen, und verwandeln sich durch die Lebensthätigkeit des organischen Körpers in seine eigenen Bestandtheile. Die organische Welt ist daher einer beständigen, sichtbaren Veränderung unterworfen, und zeigt ein beständiges Steigen und Fallen, eine sichtbare Zunahme und Abnahme, als die Folge dieser innern Lebensthätigkeit. So lange diese

Thätigkeit selbst ungestört fortdauert, und die Organe des Körpers ihre Zwecke erfüllen, erhält sich auch der Körper. So wie aber diese Thätigkeit abnimmt, und die Organe leiden, welche zur Aufnahme und Verarbeitung der Nahrung, und zu andern Zwecken dienen, wird derselbe in seinem natürlichen Zustande allmählig zerstört.

Diese schnelle und sichtbare Veränderung findet unter den mineralischen Produkten nicht statt. Eine Felsenmasse trotz beynahe unverändert den Einflüssen von Jahrtausenden. Den Stein sehen wir als eine todte Masse an, insoferne er die Mittel zu seinem Wachstume nicht durch eigene Thätigkeit in sich aufnehmen, und das Fremdartige verwandeln kann. Alle Veränderungen, die er leidet, geschehen langsam von Aussen durch den Einfluß bildender Naturkräfte. Der zusammengesetzte maschinenmäßige Bau, den wir an Pflanzen und Thieren bewundern, verliert sich gänzlich im Mineralreiche. An Mineralien erkennen wir kein Leben mehr, und trennen sie von den Pflanzen und Thieren, als leblose unorganische Körper. Die lebendige Natur fängt nach unsern Begriffen erst im Pflanzenreiche an.

Nach einem so feinen und bewunderungswürdigen Organismus aber die Pflanzen gebaut seyn mögen, so können wir doch unmöglich glauben, daß das organische Leben in diesem Reiche schon seine Vollkommenheit erlangt habe. Wir rechnen zu einem vollendeten Leben die Fähigkeit, alle Eindrücke, die auf den Organismus geschehen, zu empfinden. Das Vermögen der Empfindung nehmen wir erst bey den Thieren sichtbar wahr. Die Thiere bedienen sich gewisser Mittel, um uns ihre Empfindung zu bezeugen. Ton, Blick, Gebärde und freywillige Bewegung sind solche Mittel, wodurch uns die Empfindungen des Thieres kund werden. Die Pflanze hat keine solche Empfindungsfähigkeit. Unvermögend im Ganzen, den Ort zu verändern, dem sie entwachsen ist, und von dem sie die Mittel zu ihrer Erhaltung empfängt, ist ihr Leben auf weit weniger Verrichtungen eingeschränkt, als das des Thieres, welches nothwendig auf einer höhern Stufe der Organisation erscheint.

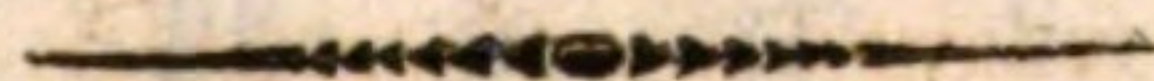
Unter Mineralien, Pflanzen und Thieren herrscht eine unendliche Mannigfaltigkeit. Die Natur ist in Erzeugung eigenthümlicher Formen und Gestal-

ten unerschöpflich. Aber die Gesetze, nach denen sie die verschiedensten Wirkungen hervorbringt, sind sehr einfach. So verschieden unter sich Steine sowohl, als Pflanzen und Thiere seyn mögen, so herrschen doch unter ihnen gewisse bemerkbare Einheiten, welche es uns leicht machen, sie in gewisse Klassen zu ordnen, und uns einen richtigen Ueberblick, und einen allgemeinen Gesichtspunkt zu verschaffen, woraus wir sie in ihrer grössten Anzahl nach und nach kennen zu lernen im Stande sind.

Die Thiere, als die höher organisirten Wesen, nehmen den ersten Rang im Gebiete der Naturhistorie ein. Die Ordnung, in welcher wir sie kennen lernen, richtet sich nach den besondern Stufen, auf welchen sie durch ihre höhere oder niedrigere Organisation stehen. Säugthiere, Vögel, Amphibien, Fische, Insekten und Würmer sind abwärts immer niedriger organisirt, und unter den letztern dieser Hauptgattungen findet eine Annäherung zu einigen niedrig organisirten Vegetabilien statt. Nach den mehr oder minder allgemeinen Eigenheiten in Hinsicht ihres innern Baues sowohl, als ihres äusserlichen Charakters, der Art ihrer Ernährung, der Verschiedenheit ihrer Lebensart u. s. w. trennt man gewöhnlich diese Hauptgattungen in besondere Ordnungen, und die Ordnungen in Geschlechter, die Geschlechter aber in Arten.

Alle Gegenstände der Natur aber bilden eine lebendige Gallerie, und wenn sich die Fülle ihres Lebens in einer unbegrenzten Individualität, und in dem immer wiederkehrenden Ausdruck des Charakteristischen und Originalen offenbart, so ist uns dieß ein nicht minder wichtiger Fingerzeig zu ihrem Studium, welches in einer andern Hinsicht durch ein zu ängstliches Regeln und Systematisiren eben so sehr alles Leben und Interesse verlieren muß, wie durch den Mangel aller Ordnung, und alles natürlichen Systemes.

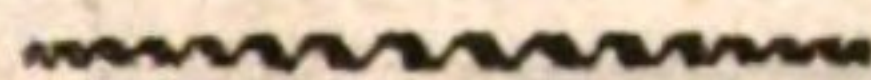
S ä u g t h i e r e.



S ä u g t h i e r e

L

Z a h m e H a u s t h i e r e.



1
Z a h m e . H a n a t h i e r e

Die Grösse und Stärke, die Schnelligkeit und Behendigkeit, die natürliche List und Geschicklichkeit, die den meisten Thieren eigen ist, die vortheilhaften Waffen, womit sie begabt sind, würden dem Menschen die Herrschaft über die Thiere sehr zweifelhaft machen, wenn diesem nicht ein Vorzug eingeräumt wäre, der allen Thieren fehlt, und seiner natürlichen Hilflosigkeit und Schwäche zuvorkömmt. Die Mittel zu ihrer Erhaltung und Vertheidigung finden die Thiere in einem lebhaften Instinkte, der ihrer Natur eingepflanzt ist, und sie vor aller Erfahrung und Vergleichung der Dinge sicher leitet. Die natürlichen Triebe des Menschen sind schwächer, und die Gegenstände sind ihm zweifelhaft, so lange sich seine Vernunft nicht entwickelt hat. In seinem unmündigen und frühesten Zustande kömmt der Mensch in Gefahr, alle Vorthelle seiner Natur zu verlieren, und den feindlichen Anfällen vernunftloser Geschöpfe zu unterliegen. Allein so wie das Licht der Vernunft in ihm dämmert, und er das unschätzbare Eigenthum in seine Gewalt bekömmt, die Gegenstände miteinander vergleichen, und das Nützliche von dem Schädlichen durch sein Urtheil trennen zu können, ist seine Herrschaft über die Thiere, und mit ihr der Anfang seiner menschlichen Kultur bald entschieden. Einige Thiere macht er durch die Ueberlegenheit seines Erfindungsgeistes unschädlich, andere minder furchtbar, und einige gewöhnt er sogar zu seinem unmittelbaren Dienste, und an seine Hausgesellschaft. Durch Nachdenken lernt er die Mittel zu seinen Absichten kennen, und da er bald einsieht, daß er allein nicht Kraft genug besitze, um alle Hindernisse, die ihm eine vielleicht karge Natur entgegensetzt, glücklich zu besiegen, so gewöhnt er einige Thiere, die sich durch ihr williges Temperament, durch Gelehrigkeit und Geschicklichkeit, und andere gute Eigenschaften auszeichnen, und ihm den grössten Nutzen zu versprechen scheinen, an seinen Umgang, und legt ihnen alle die Dienste auf, wozu sie die Natur, wie es scheint, eigens geschaffen hat, und wodurch er sich sein Leben sicherer, bequemer und angenehmer zu machen hofft.

Eine große Anzahl von Thieren, deren Geschlecht am Weitesten ausgebreitet war, kam dadurch völlig in die Gewalt des Menschen. Allein eine weit größere Anzahl entgieng seiner unmittelbaren Herrschaft. Die ausgedehnten

Regionen der Luft und des Wassers mit ihren zahllosen Bewohnern erkennen die Herrschaft des Menschen nur wenig. Auch auf der Erde leben die meisten Thiergeschlechter in unbezwungener Wildheit, und erkennen nur in so weit sein Uebergewicht, als sie sich etwas ferne von ihm einsame Wohnplätze wählen, und sich ihm selten ohne einige Furcht oder Scheu zu nähern wagen. Je feindlicher sie gegen ihn gesinnt sind, je gefährlicher sie ihm werden könnten, desto mehr haben sie sich von allem menschlichen Aufenthalte zurückgezogen; die grausamsten und furchtbarsten unter den Thieren bewohnen unzugangbare Wildnisse und Wüsteneyen.

Die Natur hat für die Sicherheit, und die freye Selbstständigkeit des Menschen, aber auch dafür gesorgt, daß die Freyheit der Thiere durch seine zu ausgebreitete Herrschaft nicht verloren gehen könne, und daß sich das ursprüngliche Gepräge der Thierwelt, welches unter den Händen desselben verhilgt zu werden schien, im Ganzen rein und unverändert erhalten möge. Alle zahm gewordenen Thiere haben nämlich in ihrem zahmen Zustande sehr große Veränderungen erlitten, ihre beständigen Merkmahle abgelegt, und einen äusserlich schwanken Charakter angenommen, der ihrem ursprünglichen Charakter schwer anzupassen seyn müßte. Zwar haben sie in diesem Zustande sehr viel gewonnen, aber auch so viel verloren, daß wir in der zahmen Natur wenigstens den Maafsstab nicht mehr finden könnten, die Natur überhaupt zu beurtheilen und zu würdigen.

Säugthiere nennt man diejenigen Thiere, welche lebendige Junge gebähren, und dieselben eine Zeit lang an ihren Brüsten ernähren, oder säugen. Diefß macht ihren Hauptcharakter aus, der sie von den übrigen Thieren, als Vögeln, Amphibien, Fischen u. s. f. hinlänglich unterscheidet. Die Weibchen dieser Thiere haben keine Brüste, woran sie ihre Jungen ernähren könnten, und die wenigsten Arten derselben sind lebendig gebährende Thiere. Die Vögel, welche durch die Vollkommenheit ihres innern Baues den Säugthieren am Nächsten stehen, erhalten ihre vollkommene Ausbildung erst außer dem Mutterleibe im Ey.

Die Säugthiere treten mehr oder minder vollkommen ausgebildet auf die Welt, und haben die meisten Organe, welche zum animalischen Leben gehören, mit dem Menschen gemein. Ihre Organisation ist nach der menschlichen die höchste. Durch ihr vollkommener gebildetes Herz, und ihre ausgebildeten Respirationswerkzeuge erheben sich zwar die Vögel über Amphibien und Fische, die ein kaltes Blut, und nicht dieselben Organe haben. Aber ihre Organisation erreicht doch bey Weitem nicht die der Säugthiere und des Menschen, welche als der Mittelpunkt organischer Bildung betrachtet werden muß.

Eine Vergleichung der besondern Theile, und der Struktur der Säugthiere mit den Theilen und der Struktur anderer Thiere, würde nicht nur den Vorzug der ersten, den man ihnen zugestehen will, deutlich darthun, sondern auch zugleich auf die vorzüglichsten Merkmahle eines vollendeten organischen Lebens, und den Stufengang der Natur aufmerksam machen, der sich nirgends schöner und deutlicher zeigt, als in dem Bau der Thiere.

Das vorzüglichste Werkzeug der Empfindung, oder das Gehirn, ist bey den Säugthieren nach dem menschlichen Gehirne das vollkommenste. Sie haben fünf Sinne, deren Ausbildung einem nähern und regelmäfsigern Verhältniß unterliegt, als bey allen andern Thieren. Das Auge ist mit Thränenorganen versehen, die Gehörwerkzeuge zeichnen sich bey den meisten durch ein äufseres Ohr, die Geruchswerkzeuge bey allen durch eine äufsere Nase aus, der Mund, durch welchen sie ihre Nahrung zu sich nehmen, ist durch fleischige Lippen geschlossen; lauter Kennzeichen einer menschenähnlichen Körperbildung, welche bey den andern Thieren allmählig verschwinden.

Sie besitzen auch einige Organe des Tastens, und diese sind Finger oder Zehen, bey einigen, wie bey den Katzen, bloße Barthaare, bey andern aber Rüssel. Doch stehen sie in Hinsicht der Ausbildung des Tastsinnes dem Menschen schon weit nach. Die einzigen Affen haben eigentliche Hände und Finger. Die wiederkauenden Thiere haben nur mehr zwey Zehen, und bey den Thieren mit Hufen findet gar keine Trennung derselben mehr statt. Die Bedeckung der Zehen oder Finger sind Nägel, wie bey den Affen, Krallen, wie bey den Raubthieren, und Klauen, wie bey den wiederkauenden Thieren.

Bey den meisten leiden die Rückenwirbel eine Fortsetzung in den Schwanz, welcher mehr oder minder lang ist, und eine verschiedene Bedeckung und Richtung hat. Die Bedeckung besteht bey den meisten in Haaren; bey den Bibern ist er mit Schuppen, bey den Gürtelthieren mit hornartigen Ringen versehen. Nackt ist er bey vielen Mäusearten. Die Haare bilden entweder einen Schweif, wie bey dem Pferde, oder sie liegen kurz an, oder sie enden in einen Büschel, oder sie stehen buschartig nach mehreren Seiten auseinander, wie bey dem Eichhorn.

Die äußerliche Hautbedeckung besteht bey den meisten Säugethieren in Haaren. Diese Haare sind aber bald mehr, bald minder lang, stark, und anliegend. Steif und stark werden sie, wie bey den Schweinen, Borsten genannt. Fein, lang und kraus heißen sie, wie bey den Schafen, Wolle. Einige fleischfressende Thiere, z. B. Marder, Zobel u. d. gl., und einige Nagethiere, wie Hasen und Biber, haben ein doppeltes Haar, ein feines, dichtes, und kurzes, und ein längeres, hervorstehendes. Die Haare bilden bey einigen, wie bey den Ziegen, und einigen Affen, am Kinne einen Bart; bey dem Pferd, Löwen u. a. aber die Mähne am Hals. Der Igel und das Stachelschwein haben auf dem Rücken statt der gewöhnlichen Haare Stacheln. Einige Geschlechter sind statt derselben mit Schuppen, oder mit Gürteln bedeckt.

Die Art der Ernährung ist bey den Säugethieren sehr verschieden. Der Mensch sucht sich seine Nahrung überall, sowohl im Thier- als Pflanzenreiche. Auch unter den Säugethieren sind einige sowohl fleisch- als pflanzenfressende Thiere. Einige aber sind bloß fleisch-, die andern bloß pflanzenfressend. Unter den fleischfressenden genießen einige vorzüglich Thiere mit warmen Blut, wie die Marder, andere vorzüglich Thiere mit kaltem Blut, wie die Fischotter. Viele verzehren nur frisches Fleisch; die Hyäne, der Schakal u. a. suchen eben so begierig das Aas. Von den pflanzenfressenden genießen einige vorzüglich Grasarten, andere Kohlgewächse, Rinde, Getraidkörner u. dgl. Diejenigen, welche fleisch- und pflanzenfressend zugleich sind, lieben von Ve-

getabilien vorzüglich Wurzeln und Früchte. Zur Zermahlung der Speisen haben alle, mit Ausnahme einiger wenigen, Zähne, welche in zwey Kiefern stecken, und nach Beschaffenheit der Nahrung, die sie zu sich nehmen, sehr verschieden gebaut sind. Die ersten oder Milchzähne fallen ihnen in einem gewissen Alter aus, und sie bekommen statt derselben neue. Der Magen hat nach Beschaffenheit der Nahrung ebenfalls eine verschiedene Einrichtung. Einfach ist er bey allen, die entweder bloß Fleisch, oder zum Theile Fleisch genießen. Bey denjenigen hingegen, welche sich bloß von Vegetabilien ernähren, ist derselbe in zwey, drey, oder mehrere Säcke getheilt. Diejenigen, welche sich vorzüglich von Gras und Blättern ernähren, haben einen zusammengesetzten Magen, der meistens aus vier besondern Magen besteht, wie die wiederkauenden Thiere, welche die zu sich genommene Speise nochmals mit den Zähnen zu zermahlen pflegen.

Alle Säugthiere haben im Wesentlichen die nämlichen Werkzeuge zur Fortpflanzung, wie der Mensch. Der Trieb zur Vermehrung hat aber bey allen, welche noch in dem ursprünglichen Zustande ihrer Freyheit leben, und auch bey den meisten Hausthieren, seine bestimmten Perioden, und richtet sich nach den verschiedenen Einflüssen der Kälte oder Wärme, und des Mangels oder Reichthums an Nahrung. Die Dauer des Trächtigseyns ist bey allen sehr verschieden, und eben so die Zahl der Jungen, die auf einmal gebohren werden. Die kleinsten Thiere sind in der Regel die fruchtbarsten. Die wiederkauenden Thiere, die Thiere mit Hufen, und die größten Landthiere, wie der Elephant, das Nashorn u. dgl. bringen gewöhnlich nur ein Junges zur Welt. Die zahmen Thiere sind weit fruchtbarer, als die wilden.

Der Aufenthalt der Säugthiere ist abwechselnder, als bey allen andern Thieren. Nicht nur, daß die Arten derselben in alle Theile der Erde verbreitet sind, und unter jedem, dem heißesten wie dem kältesten und unfruchtbarsten Himmelsstriche fortkommen, so nehmen sie selbst mehrere Elemente ein, und einige Arten ertragen eben sowohl den Wechsel des Himmelsstriches, wie der Nahrung. Ihre geschmeidige Natur gewöhnt sich an die widersprechenden Einflüsse von beyden. Die größte Menge derselben lebt zwar auf dem festen Lande. Aber fast jede Gattung liebt ihre besondern Wohnplätze, und sucht sich auf eine andere Art unter der Menge der übrigen zu erhalten. Die einen suchen mehr freye und flache Gegenden zu ihrem Aufenthalt, die andern lieben Anhöhen, und den Wechsel von Thal und Feld. Die einen halten sich in den leichten Vorgründen des Holzes auf; die andern suchen das Dickicht

des Waldes. Einige suchen nur die höchsten und steilsten Gebirge, andere bringen ihr Leben größtentheils auf Bäumen zu, wie Eichhörnchen und Affen. Mehrere, wie der Maulwurf, vergraben sich unter die Erde, und leben unter derselben. Einige machen sich gleichfalls ihren Bau unter der Erde, bringen aber einen Theil ihres Lebens auch auf deren Oberfläche zu, wie der Fuchs, Dachs u. a. Die Biber, die Otter, Seehunde u. dgl. leben endlich abwechselnd bald auf dem Lande, bald im Wasser. Die Wallfische leben ausschließlich im Wasser, auf dessen Oberfläche sie nur zu Zeiten hervorzukommen pflegen.

Das Klima, der Reichthum und die Beschaffenheit der Nahrung haben einen außerordentlichen Einfluß auf die Anzahl, die Gröfse, Stärke und Schönheit aller Arten von Säugethieren. Sie unterliegen diesen Einflüssen weit mehr, als der Mensch, der sowohl das Klima zu bezwingen, als die Nahrungsmittel stets mehr nach seinen Bedürfnissen zu wählen weiß, von beyden also weniger abhängig ist, als das Thier. In wärmern Gegenden giebt es nicht nur mehr Arten, sondern auch eine grössere Anzahl derselben Art von Säugethieren, als in unfruchtbaren, kalten Erdstrichen. An Gröfse, Stärke und Schönheit unterscheidet sich oft ein und dieselbe Art in verschiedenen Himmelsstrichen auffallend. Die Farbe und das Haar wechseln nicht minder nach Klima und Aufenthalt sehr stark ab.

Das Leben der Säugethiere ist in verschiedene Epochen eingeschränkt. Im Ganzen beläuft sich die Summe ihrer Lebensjahre, wie bey allen andern Thieren, siebenmal so hoch, als die Zeit des Wachsthumes, oder der völligen Reife. Die kleinsten Thiere pflegen daher auch ihr Leben nicht so hoch zu bringen, als die größten, weil letztere weit länger brauchen, bis sie ihre völlige Ausbildung erhalten haben.

Außer den drey Hauptperioden ihres Lebens, der Periode des Wachsthumes, der höchsten Ausbildung, und der Abnahme, durchlaufen alle Säugethiere noch eine jährliche Metamorphose, deren Blüthe sich in den erwachenden Trieben zur Vermehrung und deren Abfall in dem jährlichen Verlust der Haare u. dgl., bey dem Hirschgeschlecht in Abwerfung der Geweihe zeigt. Zu dieser Metamorphose gehört der Winterschlaf einiger Thiere, welche die kältesten Monate des Jahrs in diesem Schlaf, oder einer Art von Erstarrung zubringen, aus der sie erst mit dem Anfange einer gelindern Jahreszeit erwachen.

Auf die höchste Ausbildung tritt allmählig die Periode der Abnahme ein, und äußert sich durch die nämlichen Symptome, wie bey dem Menschen, durch zunehmende Stumpfheit der Sinne, Abgenütztheit der Zähne, Verbleichung der Haare u. s. w. Der Tod aus Alter ist bey den wildlebenden sehr selten.

I. D a s P f e r d.

Equus caballus. (Le cheval.)

In der Geschichte der zahmen Hausthiere räumen wir nicht ohne einigen Grund dem Pferde den ersten Platz ein. Sowohl durch die vielen Vollkommenheiten, die es von den übrigen Hausthieren unterscheiden, als die vortrefflichen Eigenschaften, wodurch es uns eines der nützlichsten und unentbehrlichsten Thiere wird, verdient es diesen Rang vollkommen. Der Mensch verschaffte sich durch die Zähmung dieses edlen und stolzen Thieres einen wichtigen Gefährten seines Lebens, der ihm die Beschwerden desselben leichter und ruhiger ertragen hilft. Alle Dienste, wozu er es gebrauchen will, verrichtet es mit einer Willfährigkeit und einem Gehorsam, den, außer dem Hunde, vielleicht kein anders Thier in diesem Grade zeigt. Im Dienste des Menschen übt und gebraucht es unverdrossen alle seine Kräfte. Es verläugnet die Empfindlichkeit seines Naturels, seine außerordentliche Stärke, und seinen angebohrnen Muth, wenn es sich durch die kleinsten Bewegungen des Zügels, und die Winke des Reuters lenken läßt, wie das sanftmüthigste und schwächste Thier.

Wohin der Mensch durch Wünsche und Absichten getrieben wird, folgt ihm das Pferd. Es trägt den Helden in die Schlacht, und scheint, gleich diesem, den Gefahren zu trotzen. Mit gleicher Bereitwilligkeit nimmt es Theil an der Jagd, läßt sich zu Wettrennen gebrauchen, und theilet die Beschwerden einer Menge von Verrichtungen. In allen Diensten aber, die sein Feuer und seinen Muth erfordern, weiß es sich in der Hitze zu mäßigen, und ein gewisses Ziel zu beobachten, welches gerade nöthig ist, um dieselben ihrem Zwecke entsprechend zu machen. Der Muth, den es in allen seinen Handlungen an den Tag legt, der Stolz, welcher jede seiner Bewegungen regiert, hat keine wilde und unbändige Gemüthsart zum Grunde. Im Zustande der Freyheit se-

hen wir es friedlich mit seines Gleichen leben. Es macht nie einen Gebrauch von seiner überlegenen Stärke, sondern, mäßig und genügsam in seinen Begierden, kennt es weder Feindschaft noch Krieg.

Diese Sanftmüthigkeit seines Naturels, die Vortrefflichkeit seiner Sinne, und alle seine glücklichen Anlagen, machten dem Menschen seine Abrichtung zum leichten, die außerordentliche Empfänglichkeit aber für sorgfältige Pflege und Erziehung, seine Erziehung zum angelegensten Geschäfte. In der That hat kein Thier durch Unterricht und Erziehung so viel gewonnen, wie das Pferd, so wie an keines so viel Sorgfalt und Mühe verwendet wurde. Die Sitten und das Betragen desselben sind fast gänzlich das Werk der Erziehung.

Am Meisten gewinnt das Pferd durch Vermischung mit ausländischen Arten. Es ist überhaupt zur Verbesserung der Art nöthig, sowohl Zuchthengste als Stuten gehörig auszuwählen. Doch scheint es noch mehr auf die Wahl der erstern, als der letztern anzukommen. Man muß dabey theils den Wuchs, theils das Haar in Betrachtung ziehen. Der Hengst soll ein empfindliches Maul, freye Schultern, gelenke Hüften, sichere Schenkel, und sehnigte Gliedmassen haben. Haar von dunkler Farbe ist am Besten. Pferde übrigens, die auf trockenem und leichten Boden erzogen wurden, pflegen immer genügsam, flüchtig und munter zu seyn, sehnigte Schenkel, und ein hartes Horn zu haben; in feuchten Gegenden aber, und auf fetten Weiden fallen lauter Füllen mit schweren, dicken Köpfen, dickem Leibe, schweren Schenkeln, schlechtem Horn, und platten Hufen. Diesen Einfluß äußert der Himmelsstrich, und die Nahrung; das Uebrige hängt von der Sorgfalt ab, die dieses Thier von seiner Geburt an nothwendig macht, und stets verlangt, wenn es vor Krankheiten, und allerley seiner Natur schädlichen Eindrücken bewahrt werden soll. Man kann sicher darauf rechnen, daß die Fehler und Gebrechen der Aeltern auf ihre Jungen forterben.

Sobald ein Füllen das dritte Jahr erreicht hat, muß man darauf bedacht seyn, es abzurichten. Der Zügel ist das vorzüglichste Mittel das Pferd lenksam und gelehrig zu machen; denn es hat eine große Empfindlichkeit im Maule. Nach den Bewegungen des Zügels weiß es seine Schritte abzumessen, und die erforderlichen Wendungen zu machen. Die vorzüglichsten Bewegungen eines Pferdes bestehen in Schritt, Trab und Galopp. Vorzüglich unterrichtet man es in dem erstern und letztern, als den für den Reuter am be-

quemsten. Der Schritt ist der langsamste Gang des Pferdes; er soll hurtig, leicht, sanft und sicher seyn. Man verlangt, daß dabey das Knie hinlänglich gebogen, der Schenkel einen Augenblick in der Höhe gehalten, und der Fuß gerade und fest aufgesetzt werde, ohne daß der Kopf an dieser Bewegung einigen Theil nimmt. Beym Trabe werden die Schenkel und Füße höher emporgehoben, und weiter von dem Boden entfernt. Der Trab ist wohl die natürlichste Bewegung des Pferdes. Er soll flüchtig, rasch und gleichförmig seyn. Beym Galoppe erheben sich die Schenkel am Meisten, und die Füße scheinen den Erdboden zu stampfen. Er kann bald schneller, bald langsamer seyn.

An Schönheit der körperlichen Verhältnisse übertrifft das Pferd ohnstreitig alle andern Thiere. Die Theile seines Körpers haben zu einander das richtigste und zierlichste Verhältniß. Der Kopf erhält durch die Regelmäßigkeit seiner Theile ein freyes und lebhaftes Ansehen, und obgleich das Pferd mit sehr langen Kinnbacken versehen ist, so hat es doch nicht die blödsinnige Miene des Esels, und das stupide Ansehen des Ochsen. Es trägt den Kopf, welcher auf einem schönen Halse ruht, frey und edel in die Höhe gerichtet. Seine Augen sind lebhaft, und in verhältnißmäßiger Weite geöffnet; die Ohren regelmäßig gebaut, und weder so kurz, wie bey dem Ochsen, noch so lang, wie bey dem Esel. Die Stirne ziert ein Haarbüschel, und den Hals eine dichte Mähne. Der hintere Theil ist mit einem langen, schleppenden, und dickhaarigen Schweif bedeckt. Alles kündet an diesem Thiere Stärke, Muth und Stolz an. Der Ausdruck des letztern zeigt sich jedoch mehr in der Art, wie es Kopf und Hals zu tragen pflegt, als in der Stellung der übrigen Theile. Damit diese Wirkung sicher erfolgt, muß der Hals am Vorderroß sich in gerader Linie erheben, hernach aber, näher am Kopfe, einen Bogen machen. Der Kopf soll senkrecht nach dem Horizonte stehen.

Eine eigene Leibesbeschaffenheit des Pferdes fodert man nach den Absichten, wozu es gebraucht werden soll. Ein Reitpferd muß platte, bewegliche und leichte, ein Zugpferd starke, runde und muskulöse Schultern haben. Eine zu weit hervorragende Brust ist ein Fehler eines guten Reitpferdes. Seine Schenkel und Vorderfüße dürfen weder zu lang noch zu kurz seyn. Im ersten Falle ist sein Gang unsicher, im zweyten für den Reuter beschwerlich. Kriegspferde, Parforcepferde, Kutschenpferde, Last- und Acker- gäule haben alle ihre besondern Eigenschaften.

Die Fähigkeit sich fortzupflanzen, erlangt ein Pferd in einem Alter von dritthalb Jahren. Die Stute ist früher reif, als der Hengst. Um eine dauerhafte Nachkommenschaft zu erhalten, darf man diesem indess vor dem fünften oder sechsten Jahre nicht erlauben, sich der Stute zu nähern.

Letzere fühlt gemeiniglich im Frühjahre von Ende des März bis zum Anfange des Junius den Vermehrungstrieb. Sie ist eilf Monate trüchtig, und wirft ihr Füllen im Stehen. Ihre Fruchtbarkeit hört aber schon früher auf, als sich ein Zeugungsunvermögen bey dem Hengste ankündet. Dieser kann nämlich bis ins zwanzigste Jahr fähig zur Fortpflanzung seyn, während die Stute im vierzehnten oder fünfzehnten Jahr unfruchtbar wird.

Die ganze Lebensdauer des Pferdes steht, wie bey allen andern Thieren, mit der Dauer seines Wachsthumes in einem richtigen Verhältniß. Die Zeit des Wachsthumes beträgt bey allen Thieren ohngefähr den siebenten Theil des ganzen Lebens. Der Wachsthum eines Pferdes ist in die Gränzen von vier Jahre eingeschlossen; es kann also sein Leben auf fünf und zwanzig bis dreyßig Jahre bringen.

Die schönsten Pferde, die wir kennen, erzieht Arabien. Nach ihnen kommen die *barbarischen*, *spanischen*, *englischen* und *neapolitanischen* Pferde. Der Himmelsstrich Arabiens scheint vor allen der glücklichste für das Pferd zu seyn. Der Araber trägt aber auch das Seinige bey, um nichts zu unterlassen, was ihm die äußerste Sorgfalt für die Pflege und Erziehung dieses Thieres nöthig zu machen scheint. Er hält sehr viel auf eine edle Herkunft des Pferdes, und macht sich eigene Stammregister desselben, die eine öffentliche Giltigkeit gewinnen, und in welche Pferde von edler Geburt eingeschrieben werden. Ein zu heißer Himmelsstrich ist den Pferden gar nicht günstig. Sie werden unter einem solchen Himmelsstrich klein und unansehnlich, träge und ungelehrig.

Eigentlich wilde Pferde findet man nicht. In den pohnischen Wäldern, den schottischen Hochländern, in der Tartarey, und auf den ebenen Weideplätzen in Amerika irren aber verwilderte Pferde umher, die ganz im Zustande der ungebundensten Freyheit leben, und von den zahmen abstammen. Diese Pferde sind sehr scheu, und ungemein flüchtig. Man fängt sie

gewöhnlich in Schlingen. Amerika hatte gar keine Pferde, ehe sie durch die Spanier dorthin gebracht wurden.

Es giebt mancherley Krankheiten, denen das Pferd unterworfen ist, welche nebst ihren Heilungsmitteln ziemlich bekannt sind. In der Wartung dieses Thieres muß man es sich vor Allem angelegen seyn lassen, dasselbe reinlich zu halten. Denn es liebt nichts mehr, als die Reinlichkeit. Der Genuß eines kalten, klaren Wassers pflegt ihm schädlich zu seyn.

Die Stimme des Pferdes ist ein lautes, bald höheres, bald tieferes Wiehern. Nach Beschaffenheit der Empfindungen, die es ausdrücken will, ist dieses sehr abwechselnd. Das Pferd wiehert aus Freude, aus Verlangen, aus Zorn, aus Furcht und aus Schmerz.

Der Schlaf ist bey den Pferden kürzer, als bey Menschen. Das Pferd ruht niemals über drey oder vier Stunden, und schläft oft nur im Stehen.

Das Fleisch des Pferdes wird hie und da von einigen barbarischen Völkern gegessen. Der vorzüglichste Gebrauch wird indess von der Milch der Pferde gemacht, welche Kosacken, Kalmücken und Tartarn trinken, und woraus sie ein berauschendes Getränk, oder eine Art Brantwein zu bereiten wissen. Die Haare, die Haut und das Huf der Pferde werden verschiedentlich benützt; auch der Dünger ist von großem Nutzen.

II. D e r E s e l.

Equus asinus. (L'âne.)

In seiner äusserlichen Gestalt hat der Esel die grösste Aehnlichkeit mit dem Pferde. Nur wenige unwesentliche Merkmahe unterscheiden ihn von dem letztern. Eben so gleicht er demselben in seinem innerlichen Baue. So gross aber die Aehnlichkeit beyder Thiere in Gestalt und Körperbau seyn mag, so auffallend unterscheiden sie sich in Naturel und Sitten. In letzterer Hinsicht zeigt der Esel das wahre Gegenbild von dem Pferde. So stolz das Pferd, so feurig und ungestüm sein Naturel ist, so gelassen, demüthig und unterwürfig sind die Sitten des Esels. Er ist von Natur schwerfällig, bedächtlich und langsam. Seine Unempfindlichkeit macht ihn fast gleichgiltig gegen Schläge und Züchtigungen.

Demohngeachtet besitzt er viele Eigenschaften, die eine grössere Pflege und Sorgfalt, als man gewöhnlich auf ihn verwendet, hinlänglich lohnen dürften. Er ist ausserordentlich genügsam, und sowohl mit wenigem, als schlechten Futter zufrieden. Er genießt die härtesten, und unangenehmsten Pflanzen, welche das Pferd, und jedes andere Thier verachtet. Seine Natur ist überhaupt sehr dauerhaft. Er erträgt die grössten Strapazen, erholt sich von ihnen leicht nach einigen Augenblicken Ruhe, und wird selten krank. Seine Trägheit und Ungelehrigkeit scheint durch üble Behandlung nicht wenig vermehrt zu werden. Die gute Zucht kann ihn gar wohl zu einen geschicktern, und besser gearteten Thiere machen. In seiner Jugend verräth er in der That einige gute Anlagen, die nur mit dem Alter nicht Bestand haben.

Bey aller seiner Schläfrigkeit zeigt er eine grosse Ergebenheit gegen seinen Herrn, so tyranisch ihm dieser begegnen mag. Er kennt ihn wirklich genau, und unterscheidet ihn durch seinen feinen Geruch von allen andern Menschen. Die Oerter seines gewöhnlichen Aufenthalts, und die Wege, die er oft gegangen, kennt er eben so genau. Sein Gesicht ist gut, und sein Geruch bewundernswürdig fein. Sein Gehör ist vortrefflich. So lange man ihn menschlich behandelt, erträgt er alle Lasten mit beyspielloser Ausdauer. Häu-

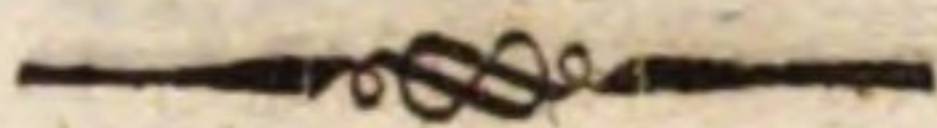
fig bringt ihn nur eine unmenschliche Behandlung zum hartnäckigsten Trotze. Das Vorurtheil, und die Gewohnheit, ihn mit dem stolzen Pferde zu vergleichen, scheinen in der That eine ungerechte Behandlung, und Vernachlässigung dieses nützlichen Thieres hervorzubringen.

Nach dem zweyten Jahre seines Lebens ist der Esel schon im Stande, sich zu vermehren. Früher, als das Männchen tritt das Weibchen in die Periode der Zeugungsfähigkeit. Während der Zeit, wo die Triebe des Thieres erwachen, zeigt es trotz der übrigen Gleichgiltigkeit seines Naturels eine unmäßige Hitze. Diese Zeit fällt in die Monate May und Junius. Im zwölften Monat pflegt die Eselinn ein Füllen zu werfen, wofür sie eine außerordentliche Zuneigung beweist.

Da sich der Wachsthum eines Esels, wie bey dem Pferde, auf drey bis vier Jahre erstreckt, so bringt er auch sein Alter so hoch, wie dieses, nämlich auf fünf und zwanzig bis dreißig Jahre. Die Eselinnen erreichen gemeinlich ein höheres Alter, als die Esel, weil sie, so oft sie trächtig sind, besser geschonnt werden müssen, da man diese beständig unter dem Drucke der Lasten erhält. Ein Hengstesel ist dauerhafter, als ein Hengstpferd.

Die gemeinste Farbe des Esels ist mausfahl, oder lichtgrau, grau mit dunkeln Flecken. Es giebt aber auch weiße, rothe, braune und schwarze Esel. Das Männchen hat ein schwarzes Kreuz auf dem Rücken, und den Schultern. Die Farbe des Esels ist weit beständiger, als die des Pferdes.

Die Bewegungen bestehen, wie bey dem Pferde in Schritt, Trab und Galopp, sind aber im Ganzen viel langsamer, und in Hinsicht der Schnelligkeit nicht von Dauer. Der Gang des Esels ist jedoch sanft und sicher. Seine Stimme besteht, nicht wie bey dem Pferde in einem Wiehern, sondern einem widrigen Geschrey, das aus hohen in tiefe Töne unharmonisch abwechselt. Die Bedürfnisse des Hungers und der Begierden locken ihm dieß Geschrey ab. So mäßig er bey dem Fressen ist, ist er bey dem Trunke. In Ansehung des letztern verräth er jedoch eine gewisse Zärtlichkeit, indem er seinen Durst nur in dem reinsten Wasser, und gern in Bächen, die er schon gekostet hat, löscht. Die Nase steckt er nicht, wie das Pferd ganz ins Wasser, sondern berührt es nur mit den Lippen. Er wälzt sich gern in Disteln und Farrenkraut, und thut dieses oft, ohne sich um die aufgebürdete Last viel zu bekümmern. Dadurch



scheint er die Vernachlässigung seines Herrn, der wenig auf dessen Putz und Reinigung bedacht ist, zu bestrafen. Koth und Wasser scheut er mehr, als das Pferd,¹ und er fürchtet sich sogar seine Füße zu beschmutzen, daher er dem Koth lieber durch Umwege ausweicht. Er schläft noch weniger, als das Pferd, und legt sich nur nach den stärksten Strapazen zur Ruhe nieder.

Was den Esel eigentlich vor dem Pferde auszeichnet, das sind, außer den langen Ohren, und dem kleinern Wuchse, der grössere Kopf, der kahle Schwanz, und die verschiedene Bildung des Kreuzes. Er spielt, auch was die äußerliche Gestalt betrifft, gegen dieses freylich nur eine armselige und plumpe Rolle. Der große und schwere Kopf mit den langen und schwanken Ohren, welcher auf einen breiten und dicken Hals gestützt ist, der von einer nur schmalen Brust begränzt wird; der eingebogene fast schneidende Rücken, die hohen Hüften, das platte Kreuz, der kahle Schwanz, und die engzusammgedrückten Hinterschenkel des Thieres machen zusamm ein sonderbares Ganzes, das man nicht umhin kann, sehr charakteristisch zu finden.

Es ist ausgemacht, daß der Esel aus den wärmern Climaten stammt. In den wärmern Himmelsstrichen findet er sich von vorzüglicherer Schönheit und Güte, als sonst irgendwo. Nach dem Einfluß eines kältern Himmelsstriches, ist er allemal desto schwächer und kleiner. Ursprünglich scheint er aus Arabien zu uns gekommen zu seyn. In Persien hat man eine arabische Art Esel, die sich durch ihr glattes Haar, einen hohen Kopf, und leichte Schenkel vor allen andern auszeichnen. Ihr Gang ist untadelich, und sie werden bloß zum Reiten gebraucht. In den heißen Himmelsstrichen Indiens, in Guinea etc. übertreffen die Esel an Größe, Stärke und andern Vorzügen die dortigen Landpferde. In allen mittäglichen und heißen Ländern giebt es überhaupt mehr Esel, als Pferde. Die schönsten europäischen sind die spanischen und mailändischen.

Wild findet sich der Esel in den Gebirgen der Tartarey, von wo er jährlich heerdenweise nach Indien und Persien zu zieht, um daselbst zu überwintern. Der wilde Esel hat ein hellers Haar, als der zahme. Die Seiten seines Halses und Leibes sind hellbraun. Sonst unterscheidet er sich von dem zahmen Esel bloß durch seine Lebhaftigkeit, und außerordentliche Schnelligkeit im Laufe, worinn er es dem besten Pferde gleich thun soll. Man fängt ihn, wie das wilde Pferd in Schlingen. In Amerika war der Esel, wie das Pferd, ur-

sprünglich nicht zu Hause; er wurde erst durch die Spanier dahin gebracht. Jetzt leben daselbst ganze Heerden von verwilderten Eseln.

Durch die Vermischung des Pferdes mit dem Esel entstehen Bastarde, welche zuweilen fruchtbar sind. Vom männlichen Esel und der Stute kommen die Maulthiere, vom Hengste und der Eselinn die Maulesel. Seltener sind die letztern. Diese Bastarde haben mit ihren Stammältern mütterlicher oder väterlicher Seits, eine mehrere oder geringere Aehnlichkeit, und von beyden etwas an sich. Sie sind noch dauerhafter, stärker und gröfser, als die Esel, und sehr lenksam und sicher.

Die vorzüglichste Bestimmung des Esels besteht darin, schwere Lasten zu tragen. Durch den besondern Bau seines Körpers scheint er vor andern Thieren zu diesem Geschäfte tauglich. Er kann nicht nur die schwersten Lasten aufnehmen, sondern sie auch sicher fortbringen. Es ist vielleicht kein Thier im Stande, nach dem Verhältniß seiner Gröfse ähnliche Lasten zu tragen. Vorzüglich leistet er die besten Dienste auf Wegen, die über steile Gebirge führen. Man weiß, daß er Last und Reuter über Abgründe bringt, wo das geschickteste Pferd straucheln müßte.

Außerdem nützt uns dieses Thier durch seine Haut, welche wegen ihrer Härte und Festigkeit zu allerley Leder, Pergament u. dgl. verarbeitet werden kann. Die Milch der Eselinn wird ebenfalls gebraucht, und in vielen Krankheiten als vorzüglich gesund empfohlen.

III — IV. D e r O c h s.

Bos. (Le boeuf.)

Wenn wir die Thiere nach dem Vorzuge ihrer Nützlichkeit betrachten, so finden wir kein anderes, welches dem Ochsen diesen Vorzug so leicht streitig machen könnte. Nicht nur, daß er durch seine Arbeiten dem Menschen die wesentlichsten und wichtigsten Dienste leistet, und das zu den Verrichtungen des Feldbaues bey Weitem brauchbarste Thier ist, so ersetzt auch kein anders so reichlich durch den Gebrauch, den wir in einer andern Hinsicht von ihm machen können, Alles, was es der Erde entzieht. Auf die Schultern dieses Thieres hat man die größte Last aller Feldarbeiten gewälzt, und insoferne allein schon, als diese ohne seinen Beystand im Ganzen mehr, als wirklich der Fall ist, darnieder liegen müßten, hat man seinen Besitz zu den wahren Reichthümern zu zählen. Zwar verrichtet auch das Pferd die Dienste des Ackerbaues. Aber dieses scheint doch mehr zu den leichten und schnellen Verrichtungen, die mehr feurige Anstrengung, als ausdauernde Geduld erfordern, bestimmt zu seyn. Der Ochse scheint eigentlich für den Pflug, so wie der Esel durch den Bau seines Körpers zum Lasttragen geschaffen. Die Schwere seines Körpers, die Langsamkeit seiner Bewegungen, die Kürze seiner Füße, seine Geduld bey der Arbeit, machen ihn viel mehr zur Anbauung des Feldes geschickt, als das Pferd, dessen Bewegungen zu stark, dessen Schenkel zu hoch sind, und das weit mehr zum Widerstande, und zur Ungeduld geneigt ist.

Der Ochse gehört zugleich zu den genügsamsten Thieren, deren Erhaltung den wenigsten Aufwand erfordert, und von denen der Mensch sich völlig ernährt. Wie vielfältig nützt nicht dieses Thier fast durch alle seine Theile! Während es den Segen der Aerndten vermehren hilft, reicht es dem Menschen Alles dar, was er nur zu seinem Unterhalte nöthig hat. Die Kuh versorgt ihn mit einem Reichthum von gesunder Milch, der alle Augenblicke wächst, und sich erneuert. Wie allgemein ist nicht der Gebrauch von Käse und Butter! Durch diese Gaben allein schon ist der genügsame Hirt im Stande, sein Leben zu erhalten. Das Fleisch, welches wir ferner vom Kalbe, und dem geschnittenen Stiere erhalten, ist ein zweytes allgemeines Ernährungsmittel, ohne welches viele tausend Familien durch Elend und Mangel umkommen, oder in trauriger Entkräftung ihr Leben hinbringen müßten.

Um sich von diesem Thiere einen größern Nutzen zu verschaffen, ist man darauf bedacht, eine große Anzahl von Stieren gewöhnlich in einem Alter von zwey Jahren zu verschneiden. Man wählt nur einige aus, die unverschnitten bleiben, und dazu bestimmt sind, das Geschlecht zu erhalten. Der Stier, so lange er unverschnitten bleibt, zeigt einen von Natur unbiegsamen und trotzigem Charakter, der seine Folgsamkeit sehr unsicher macht.

Schon vor dem zweyten Jahre ihres Lebens ist die Kuh, der Stier aber im zweyten Jahre zur völligen Reife gelangt. Die meiste Stärke haben diese Thiere vom dritten bis zum neunten Jahre. Nach dieser Zeit sind sie nicht sehr geschickt, ihr Geschlecht noch zu vermehren, und werden am Besten entweder zur Mast oder zur Schlachtbank bestimmt. Der Frühling ist die Zeit ihrer Fortpflanzung. Die Kuh trägt neun Monate, und wirft im zehnten ein Kalb, welches anfangs eben die Pflege und sorgfältige Wartung bedarf, wie ein junges Füllen.

Zur Verbesserung der Art kömmt es viel auf die Wahl eines guten Zuchtstieres an, wie bey den Pferden auf die Wahl des Zuchthengstes. Ein guter Zuchtstier muß wohlgewachsen und fett seyn, schwarze Augen, einen trotzigem Blick, eine breite Stirne, kurze und schwarze Hörner, einen sehnigten Hals, breite Schultern und Brust, muskulöse Lenden und Beine, einen langen stark behaarten Schwanz, und eine braunrothe Farbe haben.

Da dieses Thier seinen Wuchs in einem Alter von zwey Jahren schon völlig vollendet hat, so bringt es sein Leben nur auf vierzehn, höchstens fünfzehn Jahre. Die Farbe ist, wie bey den andern Hausthieren, abwechselnd und manigfaltig. Ochsen von dunkler Farbe hält man jedoch für die dauerhaftesten. Das Haar muß stets glänzend und weich anzufühlen seyn.

Die Stimme ist ein Brüllen, welches bey dem Stiere viel tiefer, volltöniger und anhaltender ist, als bey der Kuh. Der Stier brüllt nur aus Begierde, die Kuh öfters aus Furcht und Abscheu. Der Schlaf ist nur kurz und leicht, und vom geringsten Geräusch unterbrochen.

Die Art, wie sich der Ochse ernährt, unterscheidet sich von der Art und Weise, wie das Pferd seine Nahrungsmittel zu sich nimmt. Das Pferd frisst langsam, aber Tag und Nacht, der Ochse hingegen verschlingt in kurzer Zeit viel auf einmal, und hört nicht auf zu fressen, bis er ganz gesättiget ist, wo er sich dann zum Wiederkäuen niederlegt. Diese Verschiedenheit gründet sich auf eine verschiedene Beschaffenheit der Verdauungswerkzeuge beyder Thiere.

Das Pferd hat einen kleinern Magen, der nicht viel Nahrung auf einmal in sich aufnehmen kann. Der Magen des Ochsen hingegen besteht aus vier Fortsetzungen oder Abtheilungen, wovon die beyden ersten eine große Quantität roher Speise auf einmal in sich aufnehmen können, aber nicht ganz zu verarbeiten brauchen, weil dieses Geschäft erst in den beyden letzten Abtheilungen stufenweise vollendet wird. Das Pferd kann auch im Ganzen nicht so viel verzehren, als der Ochs; daher kömmt es, daß es zu seinem Gedeihen nahrhaftere Vegetabilien fodert, als dieser, und jedes andere wiederkauende Thier.

Die Pflege dieses Thieres fodert übrigens sehr wenig. Zur Erhaltung seiner Gesundheit ist es hinlänglich, daß es im Frühling und Sommer frisches Gras, stets reines Wasser zu trinken bekömmt, und reinlich gehalten wird. Die große Hitze im Sommer scheint ihm viel mehr, als Kälte zu schaden, daher man diese Thiere zur Tageszeit, wo die Hitze am stärksten ist, nicht zur Arbeit anhalten soll. Den Wein, Weinessig, Salz und Sallat pflegen die Ochsen sehr zu lieben. Der Genuß des Salzes trägt, weil es ihren Appetit vermehrt, auch viel zu ihrem Gedeihen bey. Zu den besten Futterkräutern des Ochsen gehören Klee, Esparzette, Wicken, Wolfsbohnen, Steckrüben, gekochte Gerste etc. Der Ochse verdirbt eine gute Weide niemals, wie das Pferd und die meisten andern Thiere. Sie wird vielmehr durch ihn verbessert. Er reißt, weil er sehr dickmäulig ist, das Gras nur von oben ab, ohne die Wurzeln zu beschädigen. Das Schaf und die Ziege mähen es glatt vom Boden weg, und verderben die Keime sehr bald. Das Pferd sucht sich nur das zarteste und feinste Gras aus. — Es ist eine schädliche Gewohnheit dieses Thieres, daß es sich, sobald es in Ruhe ist, beständig die Haare zu lecken pflegt, wovon es nothwendig eine große Quantität verschluckt, die dann im Magen eine unverdauliche Substanz bildet.

Die Gattung unsers Ochsen ist allenthalben in Europa, doch nur in einem Theile von Asien und Afrika verbreitet. Sie scheint vorzüglich den gemäßigten Ländern anzugehören. In gemäßigten, kühlen Gegenden, wo eine feuchte Luft, und zugleich ein Ueberfluß an guten Weiden ist, wie in Dänemark, Podolien, der Ukräne, und der von den Kalmücken bewohnten Tartarey, so auch in Irland, England, Holland und Ungarn gedeihen die Ochsen am Besten. Der nordamerikanische *Bison* oder Buckelochse, der in Asien und Afrika verbreitete, und auch nach Europa gebrachte *Büffel*, der indianische *Zebu*, der in Nordamerika lebende *Bisamstier*, und ein paar andere Arten unter-

scheiden sich in vielen Merkmahlen von unserm Ochsen. Man pflegt sie aber doch als zu einem Geschlechte gehörige Arten zu betrachten. Für den Stammvater des Rindviehes hält man den Auerochsen, der noch in Pohlen, Lithauen und Sibirien gefunden wird, und ehemals auch in Deutschland zu Hause war.

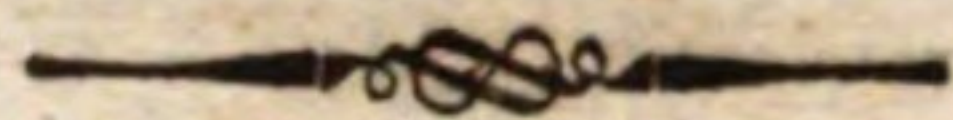
Von den Theilen des Ochsen gebraucht man vorzüglich das Fell und Fett. Der Kuhmist ist ein guter Dünger auf leichte und trockene Felder. Die Hörner werden ebenfalls benützt.

V. — VI. Das Schaf.

Ovis, (Le brebis.)

Es unterliegt keinem Zweifel, daß alle zahmen Hausthiere vormals wild gewesen sind, und ohne den Beystand des Menschen sich erhalten, und vermehrt haben. Der Esel, der Ochse, das Schwein etc. werden noch eigentlich in wildem Zustande angetroffen, und von dem Pferde und Hunde z. B. wissen wir, daß sie sich frey und ganz unabhängig von dem Menschen erhalten, und vermehren können, indem diese Thiere in ganzen Heerden auch verwildert leben, und erst wieder bezähmt werden müssen. Auf den Gebirgen Corsikas, Griechenlands, in der Barbarey und Sibirien, lebt zwar in kleinen Heerden auch ein Thier (das wilde Steinschaf, Muffelthier) welches für das Stammthier des gemeinen Schafes gehalten wird. Indefs, wenn wir dieses in seinem jetzigen Zustande betrachten, so können wir nicht begreifen, wie dasselbe bey seiner außerordentlichen Blödigkeit und Schwäche, sich gegen zahlreiche überlegene Feinde, die sich alle gegen seinen Untergang verschworen haben, in wildem Zustande jemals erhalten, und sich bey einer kurzen Lebensdauer und geringen Fruchtbarkeit beständig vermehren könnte. Vielmehr scheint es, daß sein Geschlecht durch reissende Thiere, wie den Löwen, Tiger, und Wolf, gar bald sehr vermindert, und endlich ganz aufgerieben würde.

Das Schaf in seinem itzigen Zustande, hat auf jeden Fall seine ganze Erhaltung der menschlichen Obhut zu danken. Es besitzt weder Herzhaftigkeit, um sich zu vertheidigen, noch Waffen, um sie gebrauchen zu können. Kein



Thier ist so schüchtern, und unbehilflich von Natur, wie das Schaf. Es weiß kein einziges Mittel, der Gefahr auszuweichen, und sein Stumpfsinn ist so groß, daß es nicht einmal das Beschwerliche des Zustandes, in dem es sich befindet, zu fühlen scheint, oder ihm auszuweichen weiß. Weder Schnee, noch Regen vermag es leicht von der Stelle zu vertreiben, wo es einmal verweilt. Es behauptet vielmehr mit einer dummen Hartnäckigkeit seinen Platz, und zur Führung einer Heerde ist unmittelbar ein Leithammel nöthig, dem dieselbe blindlings und Schritt vor Schritt zu folgen pflegt. Doch auch dieser bedarf der steten Aufmunterung des Hundes, wenn er nicht mit der ganzen Heerde immer auf einerley Stelle beharren soll. Beym geringsten Scheine von Gefahr, ergreift selbe die Flucht, oder drängt sich in dichte, furchtsame Haufen zusammen. Unempfindlich, ohne Widerstand und ohne Betrübniß läßt sich das Mutterschaf das junge Lamm vor den Augen wegnehmen, eine Gleichgiltigkeit, die wir bey keinem andern Thiere bemerken.

Die äußerliche Gestalt des Schafes macht uns gleich auf seinen Charakter aufmerksam. Die weit voneinander stehenden Augen, welche ohne alles Feuer und Lebhaftigkeit sind, die niedergebogenen Hörner, die wegstehenden Ohren, mit dem langen, und spitzen Maule, scheinen den Charakter der Schwäche auszudrücken, den wir an ihm wirklich finden.

So unbehilflich und elend aber dieses Thier an sich betrachtet scheint, so schätzbar ist für den Menschen sein Besitz, so großen und manigfaltigen Einfluß hat es auf das Leben desselben. Es wäre schon allein im Stande, ihn mit den nöthigsten Bedürfnissen des Lebens zu versorgen. Es liefert ihm Kleidung und Nahrung. Wie unschätzbar ist nicht seine Wolle, wie vielfältig und ausgebreitet der Gebrauch derselben! Das Fleisch des Lammes und geschnittenen Widders gehört zu dem schmackhaftesten, und beliebtesten. Der Talg, die Milch, das Fell, Eingeweide, sogar Knochen und Mist, Alles ist für den Menschen der reichste Tribut, den es liefert, und wofür es seine Pflege lohnt. So wenig Selbstständiges das Schaf an sich hat, um so mehr scheint es diesem anzugehören, und ganz für den Nutzen desselben geschaffen zu seyn.

Der Widder ist im dritten Jahre, das Schaf aber im zweyten vollkommen zur Vermehrung des Geschlechtes geschickt. Von Anfang des Novembers bis zu Ende Aprils ist die Zeit, wo das Schaf am geneigtesten ist, den Widder anzunehmen. Es trägt fünf Monate, und wirft im sechsten gewöhnlich nur ein Lamm, zuweilen auch zwey. In heißen Gegenden kann es zweymal trüchtig

werden. Die ersten Lämmer sind immer schwächer und zärtlicher, als die folgenden. Zur Zeit, wo die Schafe trächtig sind, haben sie besseres Futter, und überhaupt viel Sorgfalt nöthig. Dieß ist auch der Fall nach der Geburt, und bey dem jungen Lamme. Die Schwächlichkeit dieses Thieres setzt es leicht allerley Unfällen aus. Ein wohlgewartetes Schaf kann zehn bis zwölf Jahre, oder die ganze Zeit seines Lebens fruchtbar bleiben. Gemeiniglich wird es aber schon im siebenten oder achten Jahre alt und gebrechlich. Der Widder, dessen Leben sich auf zwölf bis vierzehn Jahre erstreckt, ist nur bis ins achte geschickt, seines Gleichen hervorzubringen. Ein tüchtiger Widder muß übrigens mit einem starken Kopf, breiter Stirne, großen, schwarzen Augen, stumpfer Nase, großen Ohren, dickem Hals, einem langen und erhabenen Leib, starkem Kreuze, und einem langen Schwauze prangen. Er soll weiß von Farbe seyn, und viel Wolle haben. Auch das Mutterschaf soll mit einer langen, dichten, weißen und seidenartigen Wolle bekleidet, und eher magern, als fetten Leibes seyn.

Um von den Schafen ein schmackhafteres Fleisch, und eine vorzüglichere Wolle zu erhalten, kömmt es viel darauf an, wie sie gepflegt werden, und was sie für eine Weide genießen. Es ist nöthig, daß man eine Heerde Schafe von allen niedrigen, feuchten und suwpfigen Weideplätzen sorgfältig zurückhält. Auf trockenen, hochgelegenen Weiden, wo viele wohlriechende Kräuter wachsen, nimmt das Lamm- und Hammelfleisch einen vorzüglichen Geschmack an. Salzreiche Kräuter an den Ufern des Meeres sind für die Schafe die vortreflichste Nahrung, wodurch ihr Fleisch nicht nur an Schmackhaftigkeit, sondern ihre Wolle auch an Weisse und Zartheit gewinnt, und die Milch sehr vermehrt wird.

So vielen Krankheiten ist kaum ein anders Thier unterworfen, als das Schaf. Seine schwächliche Natur kann weder Kälte, und Nässe, am allerwenigsten aber starke Sonnenhitze ertragen. Sie müssen vor dieser immer einen Schutz in dem Schatten eines Baumes finden, sonst werden sie leicht krank. Vorzüglich sind sie einem Uebel ausgesetzt, welches in einer Art Leberkrankheit besteht, die ihren Grund in einer Gattung Würmer hat, welche häufig in der Leber dieses Thieres vorkommen. Dieß Uebel verursacht zuweilen eine allmähliche Abnahme und Entkräftung, deren Grund man nicht kennt.

Was man als etwas Eigenes von dem Schafe zu bemerken hat, das ist sein Talg, der nur ihm, und der Ziege zukömmt, und sich von dem Fette anderer Thiere unterscheidet. Sein ganzer Körper zeigt nur diesen Talg, aber kein Fett.

In den verschiedenen Gegenden und Ländern, wo es Schafe giebt, unterscheiden sich dieselben allemal in Hinsicht der Feinheit ihrer Wolle, der Schmackhaftigkeit des Fleisches, der Menge des Talges, und selbst der Gröfse und Stärke des Leibes. Die mehrsten Abänderungen bemerkt man in Italien und Spanien. Der Vorzug der spanischen Schafe ist bekannt. Auch in England hat man die Schafzucht durch spanische Schafe sehr veredelt. Uebrigens ist unser Schaf aufer Europa nicht verbreitet. Das *langgeschwänzte*, das *guineische*, und das Schaf mit dem *Fettschwanz*, des *wilde Gebirgschaf*, (unterschieden von dem Muffelthier), das *chilische*, und das *Schraubenhornschaf* sind ausländische in andern Welttheilen verbreitete Arten, die sich in mehrerer Hinsicht von unserm Schafe unterscheiden. Die *isländischen* Schafe haben vier sechs, bis acht Hörner.

Die weissen Schafe schätzt man am Höchsten, doch fallen hie und da oft lauter schwarze Schafe. Ausser den weissen, schwarzen und braunen finden sich auch Schafe von rother und gelber Farbe. In zu heißen Gegenden verlieren sie den Schmuck ihrer Wolle, und bekommen statt derselben gleich andern Thieren nur Haare.

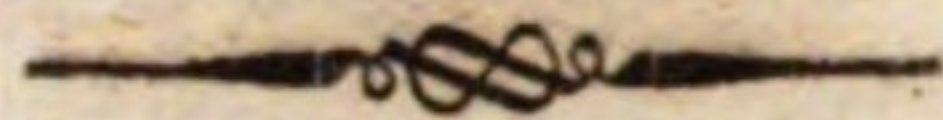
VII — IX. Die Ziege.

Capra. (La chèvre.)

Das Schaf und die Ziege sind sich in so vielen Beziehungen einander ähnlich, daß man einige Mühe hat, sie als besondere Geschlechter zu betrachten, und ihren unterscheidenden Charakter genau anzugeben. Beym ersten Anblicke erkennen wir an vielen Thiergeschlechtern den Unterschied nicht, der selbe trennt. Ihre Aehnlichkeit in Sitten und Lebensart, und selbst im innern Baue des Körpers ist so groß, daß wir leicht in Versuchung kommen, sie ganz und gar miteinander zu verwechseln, oder sie wenigst unter einem und demselben Geschlechtsnamen aufzuführen. In Jenem verrathen wir unsere Unkunde, und in Diesem thun wir der Natur selbst manchmal einen Zwang an, der sie verunstaltet. Die weisen Absichten, die in derselben verborgen liegen, machten es eben so nothwendig, einige Geschlechter einander möglichst zu nähern, als andere weit von einander zu trennen. In der Geschichte des Pferdes und des Esels sehen wir zwey verwandte Gattungen von Thieren, die einander in dem Falle als die eine Gattung durch eine Reihe bedeutender Unglücksfälle sehr verringert, oder gar aufgerieben würde, wirklich ersetzen zu können scheinen. Im Wesentlichen leistet uns der Esel eben die Dienste, und gewährt uns eben den Nutzen, wie das Pferd. Eben so könnten das Schaf und die Ziege einander entbehrlich machen, wie es scheint.

Die Natur wollte diese Gattungen von Thieren verdoppeln, die dem Menschen so vorzüglich nützlich sind, und gab der einen Gattung, was der andern an Dauerhaftigkeit der Natur, und andern Eigenschaften fehlt.

Wir haben darum noch keine Ursache, sie als Thiere von einerley Art zu betrachten, die nicht durch bleibende Merkmale von einander getrennt wären. Wir wissen nicht, ob bey allen diesen ähnlichen Geschlechtern eine fruchtbare Vermischung statt finden könne, und obwohl wir sie zwischen einigen der bekanntesten Geschlechter, wie dem Pferde und dem Esel, dem Schafe und der Ziege, wahrgenommen haben, so sahen wir doch noch keine neue Mittelgattung zwischen selben entstehen, welche die Gränzlinien ihres Ge-



schlechts aufheben könnte; vielmehr lieferten Bastarde solcher Art nur selten einen Beweis der eigenen Zeugungsfähigkeit, und der Selbstständigkeit ihres Geschlechts.

So lange die Natur selbst diese Gränzen nicht überschreitet, bleibt uns in vielen Fällen keine Wahl, als das wir Dasjenige, was sich uns als Individuum darstellt, als solches erkennen, und dessen Geschichte besonders anführen.

Am Meisten unterscheidet sich die Ziege von dem Schafe durch ihr aufgewecktes, lebhaftes Naturel; sie ist hierin eben so sehr das Gegenbild von dem letztern, als das Pferd von dem Esel. Die Einfalt, Fühllosigkeit, und Blödigkeit des Schafes ist an der Ziege nicht im Geringsten wahrzunehmen. Sie ist beherzt, und trägt gar keine Scheu, sich dem Menschen zu nähern; ja sie zeigt sogar eine gewisse Anhänglichkeit für denselben, und ist empfänglich für Liebkosungen. Außerdem ist sie flüchtiger, und weit stärkerer, dauerhafterer Natur, als das Schaf. Ihr äusserst lebhaftes Naturel zeigt sich in ihren äusserlichen Bewegungen. Diese sind nicht langsam und abgemessen, wie beym Schafe, sondern schnell und abwechselnd. Nichts gleicht in dieser Hinsicht der Launenhaftigkeit einer Ziege; denn bald geht sie, steht dann sinnend still, und läuft oder hüpfet in eben dem Augenblicke wieder mit Ungestümm fort.

Sie leidet zwar auch von den Krankheiten des Schafes, ist ihnen aber nicht häufig unterworfen. Sie trotzt den Einflüssen der heissesten Sonnenstrahlen, und setzt sich Regengüssen ohne sonderlichen Nachtheil aus. Nur die Kälte scheut sie etwas mehr. Die Stärke und Dauerhaftigkeit ihrer Natur bewährt sich schon in ihren Nahrungsmitteln. Sie ist mit dem Schlechtesten zufrieden, und es giebt nur wenige Kräuter, die eine Ziege nicht genießt.

Die Erhaltung dieses Thieres kostet daher äusserst wenig, und nichts würde mangeln, um es zu einem der nützlichsten Hausthiere des Menschen zu machen, wenn seine grosse Genäschigkeit nicht manchmal einigen Schaden stiftete. Man muß sie sorgfältig von bebauten Feldern, von Getraide, Weinbergen, und Waldungen zu entfernen suchen. Sie hat die Gewohnheit, junge Schößlinge und zarte Baumrinden abzunagen, und verursacht dadurch das Absterben der Bäume.

Es ist aber schwer eine Ziege zu hüten. Sie bleibt nie bey den Heerden, sondern liebt, bey vielem Eigensinne, und einer grossen Lüsternheit in ihren Begierden, nichts mehr als ein wildes und unstätes Herumschweifen. Sie sucht gerne einsame Wege und steile Anhöhen, auf denen sie nach Lust und Liebe herumklettern kann. Grüne Hügel, die ihr trockenes Futter versprechen, locken sie vorzüglich an. In niedrigen, feuchten Gegenden gedeiht sie auch weniger, als auf Anhöhen und trockenen Weiden.

Den Winter hält die Ziege im Freyen nicht aus. Es ist während dieser Jahreszeit nothwendig, sie unter Dache auf trockener Streu zu halten. Im Sommer treibt man sie gerne frühzeitig auf die Weide, und läßt sie, was den Schafen ein Gift seyn würde, das noch bethaute Gras geniessen. Bey Schnee und Reif wird sie mit Kräutern, gesammelten kleinen Reisern, Kraut, Rüben u. d. gl. gefüttert. Um ihren Appetit zu vermehren, und sich reichlichere Milch zu verschaffen, mischt man ihr Salpeter oder Salz unter das Wasser.

Eine Ziege wird gemeiniglich in den Herbstmonaten trächtig. Sie bringt ein Junges, bisweilen zwey, seltner mehrere zur Welt. Sie ist vom ersten Jahre ihres Lebens bis ins siebente fruchtbar. Der Bock verliert aber die Fähigkeit zur Fortpflanzung wohl schon im fünften Jahre. Man schätzt das Alter der Ziege auf ohngefähr zwölf Jahre.

Sowohl die Ziegen, als die Böcke sind mit Hörnern bewaffnet; ungehörnte Ziegen sind seltner. Der Bock hat grössere Hörner, gröbere Haare, auch einen längern Bart, als die Ziege. Das äusserliche Ansehen dieses Thieres ist munter und oft possierlich; es empfiehlt sich aber nicht sonderlich durch seine Geilheit, und den übeln Geruch.

Es hat sich das Geschlecht der Ziegen, welche so wie die Schafe zu den wiederkauenden Thieren gehören, viel weiter als das Schafgeschlecht verbreitet. In verschiedenen Erdtheilen giebt es den unsrigen ähnliche Ziegen.

Bekannt ist die Ziege von *Angora* in Kleinasien durch ihr dichtes, langes und seidenartiges Haar, woraus die feinsten Zeuge gefertigt werden. Man hat dieses Thier auch nach Europa verpflanzt, und man kann nicht zweifeln, daß es mit unsrer Ziege nahe verwandt sey, indem es sich mit selber leicht fortpflanzt.

Das Haar, welches acht bis neun Zoll lang, und von blendender Weisse ist, kann ihr zweymal des Jahres abgeschoren werden. Sie giebt sehr reichliche Milch, und nimmt mit der magersten Weide vorlieb.

Außer ihrem Haare unterscheidet sie sich von der gemeinen Ziege durch die langen, herabhängenden Ohren, durch die Gestalt der Hörner, und die kürzern Beine. Die Hörner sind bey dem Bock fast so groß, als bey unserm Bock, sie gehen aber vom Kopfe in einer wagerechten Lage mit spiralförmigen Windungen aus; bey der Ziege sind sie kleiner, vorne ganz niedergebogen, und reichen mit ihrer Krümmung bis ans Auge.

Nebst der angorischen Ziege ist merkwürdig der *Bezoarbock*, welcher auf dem Caucase, und den Gebirgen Indiens und Persiens wild lebt. Man hält ihn für das Stammthier unsrer Ziege.

Die Alpenziege oder der *Steinbock*, welcher auf den höchsten Gebirgen Savoyens, der Schweiz, Tyrols und den sibirischen Alpen angetroffen wird, ist ebenfalls ein unsrer Ziege ähnliches und verwandt gehaltenes Thier.

Die *Zwergziege* in Afrika, und die Ziege von *Juda* sind zahme Arten, und werden als Unterarten der gemeinen Hausziege betrachtet. In Guinea, und überhaupt in den wärmern Gegenden sind die Ziegen kleiner, in Rußland aber, und den kältern Gegenden werden sie größer.

Es ist beynahe überflüssig, noch von dem Nutzen der Ziege zu reden. Ihre Milch wird für sehr gesund gehalten, und in einigen Krankheiten empfohlen. Es wird guter Käse daraus bereitet. Das Fleisch besonders von dem Ziegenlamm wird gegessen. Den Talg schätzt man höher, als Schöpsentalg. Aus dem Felle macht man Corduan, Saffian, weiß gegerbtes Leder und Pergament. Die Haare auch der gemeinen Hausziege werden zu Verfertigung von Hüten, Stricken, Pinseln etc. gebraucht.

X — XII. D a s S c h w e i n.

Sus. (Le cochon.)

Wir bemerken an dem Schweinegeschlecht so viel Eigenthümliches, als wir an keiner andern Gattung von Säugthieren wahrnehmen können. Das Schwein hat zwar mit vielen Thieren etwas gemein; allein es ist doch nicht wohl möglich, selbes unter eine Hauptgattung der übrigen Thiere zu bringen. Von allen durch auffallende Merkmahle getrennt, ist es von einer besondern und zweydeutigen Natur, in der wir eigentlich ein Gemisch von allerley Thieren, und ein gewisses Spiel der schaffenden Natur erblicken, welche zwar immer nach Gesetzen und weisen Absichten des Schöpfers wirkt, aber ihre Planmäßigkeit mehr im Allgemeinen, als in jedem Einzelnen offenbart; ein Hinderniß in ihrer Erkenntniß, das uns manches Räthselhafte in den Erscheinungen unauflösbar machen würde, wenn wir durch Vergleichung der Dinge und Gegeneinanderstellung ihrer physischen Verhältnisse nicht einen sicherern Weg zur Wahrheit, als durch Auffassung des Einzelnen finden könnten.

Wenn die Natur an einigen Geschöpfen ihre Bildung unvollendet gelassen, und sie als unvollkommenere Mittelgattungen zwischen den vollkommenern aufgestellt hat, so gehört ohnstreitig das Schwein unter diese Geschöpfe. Die vorzüglichsten Regungen dieses Thieres schränken sich auf eine unmäßige Fressbegierde, wodurch es verleitet wird, Alles ohne Unterschied, selbst seine eigenen Jungen aufzuzehren, und auf eine wüthende Brunst ein. Ausser einem feinen Gehöre und Geruch fehlt es ihm fast gänzlich an Empfindung und deutlichem Gefühl. Die jungen Ferkel des zahmen Schweines kennen sogar ihre Mutter nicht genau, und gerathen oft an eine andere, die sie eben zuläfst. Sein Geschmack ist unflätig, und es wählt seine Nahrungsmittel mit eben so viel Unmäßigkeit, als wirklicher Ungeschicklichkeit.

In seiner Gestalt und in allen seinen Handlungen verräth es eine gewisse Plumpheit und Unvollkommenheit. Es trägt den Kopf, welcher wegen Kürze des Halses fast auf den Schultern zu liegen scheint, immer abwärts ge-

kehrt, und es hat das Ansehen, als ob sein ganzer Körper auf die Vorderfüsse, die beträchtlich kürzer, als die Hinterfüsse sind, gestützt, und als ob es gezwungen wäre, den Kopf niederhängen zu lassen. Der große Kopf mit dem langen und dicken Maule zeigt vornehmlich beym zahmen Schweine, welches auch die Ohren vorwärts sinken läßt, ein inneres Unvermögen an, und wenn sich die Physiognomie dieses Thieres durch nichts deutlich ausspricht, so erkennt man doch an den langen Fangzähnen, die seine Oberlefze empordrücken, den Charakter der Wildheit.

In seinen Bewegungen herrscht nicht die mindeste Leichtigkeit; man sieht es niemals geschwind laufen, ohne daß es gehindert oder gezwungen zu geschehen scheint. Es ist nicht einmal im Stande, sich mit seinen Zähnen geschickt zu vertheidigen, weil es den Kopf weder erheben, noch zurückbeugen kann.

Das Geschlecht der Schweine ist in Europa, Asien und Afrika äußerst verbreitet; ursprünglich aber nur in den wärmern, und gemäßigten Climates zu Hause. Auf dem festen Lande der neuen Welt war unsere Art nicht anzutreffen, bis sie durch die Spanier dahingebracht wurde.

In den wärmern Gegenden Südamerikas lebt heerdenweise das sogenannte *Bisamschwein*, ein Thier, welches viele Merkmalhe mit unserer Gattung gemein hat, und auch zum Schweinegeschlecht gezählt wird. Eben so rechnet man unter dasselbe das *äthiopische Schwein*, welches in dem Innern von Süd-Afrika zu Hause ist, und das *Hirschschwein*, oder den Hirscheber, der sich heerdenweise auf den moluckischen Inseln aufhält.

Das gemeine *zahme*, das *siamische* und das *wilde Schwein* sind durch gar keine bedeutenden Merkmalhe von einander getrennt; sie pflanzen sich untereinander fort, und müssen in dieser Hinsicht als ein Geschlecht betrachtet werden, deren Geschichte dieselbe ist.

Von dem wilden Schweine stammen die zahmen Rassen ab. Das wilde Schwein hat einen längern Kopf, als das zahme, der untere Theil der Stirne ist gewölbter, die Fangzähne sind größer und schärfer, die Ohren kürzer und aufrechtstehend, der Schwanz ist kurz und gerade, der Rücken etwas niedrig und hohl. Es hat mehr Stärke in seinem Rüssel, als das zahme Schwein, und allemal schwarze Borsten. Es nährt sich vorzüglich von Körnern, Früchten,

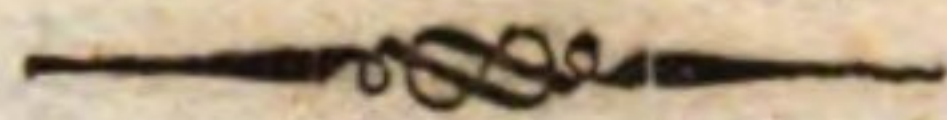
Eicheln und Wurzeln. Sein Aufenthalt am Tage sind die dichtesten und entlegensten Theile des Waldes; des Abends kömmt es aus seinem Lager hervor, und geht, wenn das Getraide reif ist, gern in Korn und Hafer.

Das Schweingeschlecht ist eines der fruchtbarsten Geschlechter. Das zahme Schwein ist zweymal des Jahres trächtig. Es trägt nur vier Monate, wirft im fünften, und sucht dann gleich wieder den Eber. Das wilde Schwein, oder die Bache trägt nur einmal des Jahres, weil ihr Futter sparsamer, und sie in die Nothwendigkeit versetzt ist, ihre Jungen, die man der zahmen Sau nach Verlauf von ein paar Wochen gewöhnlich abnimmt, länger an sich saugen zu lassen. Sie säugt dieselben drey bis vier Monate, führt und begleitet sie mit vieler Sorgfalt, und läßt sie vor dem zweyten Jahre gar nicht von sich. Auf diese Vereinigung mit der gemeinschaftlichen Mutter gründet sich auch ihre ganze Sicherheit. Denn sie vertheidigen sich gemeinschaftlich, und helfen sich nach allen Kräften gegenseitig; die Größern stellen sich in einen Kreis, und beschützen die Schwächern. Diefs thun auch wohl die zahmen; daher sie keines andern Schutzes bedürfen, und leicht zu hüten wären, wenn ihre Ungelehrigkeit und Halsstarrigkeit es nicht schwer machte.

Der Frischling, oder das junge wilde Schwein hat anfangs über den Leib fahle und braune Streifen, die er nachher verliert. Die meisten Ferkeln oder zahmen jungen Schweine bringen eine weiße Farbe zur Welt, oder sie sind braun, schwarz, braun und schwarz gefleckt. Das siamische Schwein kömmt schwarz zur Welt, und bleibt unverändert so gefärbt.

Die Zeit, wo sich der Eber oder Hauer einer Bache eigentlich nahen darf, sind der Jänner und Februar. May und Juny sind ihre gewöhnliche Wurfzeit. Der Hauer ist während der Brunstzeit ungewöhnlich wüthend. Die Zusammenkunft zweyer Hauer während dieser Zeit endet sich gemeiniglich mit einem blutigen, oft tödtlichen Kampfe. Die Bache wird bloß durch einen Anfall auf ihre Jungen in Wuth gesetzt.

Die Dauer des Wachsthumes pflegt sich bey dem Schweine noch über das vierte und fünfte Jahr zu erstrecken. Ein wildes Schwein wird mit der Zunahme der Jahre immer größer, stärker und schwerer. Es kann zu einem Alter von fünf und zwanzig Jahren gelangen, und ist schon vom ersten Jahre des Lebens an reif und fähig zur Fortpflanzung.



Man treibt die Schweine im Herbst und Winter gern in Wälder, wo es nicht an wilden Früchten und guter Mastung fehlt; im Sommer an feuchte, sumpfige Oerter, wo sie einen Ueberfluß an Würmern und Wurzeln antreffen. Im Frühlinge hält man sie auf unbebauten, brachliegenden Feldern.

Ihre Gewohnheit, beständig mit dem Rüssel in der Erde zu wühlen, kömmt daher, daß sie Regenwürmer und gewisse Wurzeln unter selber suchen. Das wilde Schwein pflegt vermöge seines stärkern Rüssels die Erde in einer ununterbrochenen Linie tief aufzubrechen, da es vom zahmen nur hie und da und oberflächlich geschieht. Wegen dieser Gewohnheit muß das Schwein wohl von Frucht- und Saatfeldern abgehalten werden.

Den Regen, den Schnee und Reif können die Schweine nicht wohl ertragen. Bey Gewitter und heftigem Platzregen eilt von einer Heerde eines nach dem andern mit einem schmerzhaften Geschrey dem Stalle zu.

Von den Krankheiten, die ein Schwein befallen können, sind die Finnen bekannt, eine Art Hautausschlag, welcher wahrscheinlich von der Unsauberkeit des Thieres, und der Unreinlichkeit seiner Nahrungsmittel herrührt; denn ein wildes Schwein, dem es an Gelegenheit mangelt, so vielen Unflat zu verschlingen, und dessen Nahrungsmittel viel einfacher sind, wird niemals von dieser Krankheit befallen.

Eine Eigenheit dieses Thieres ist sein Fett, genannt Speck, welches sich durch seine Beschaffenheit, und besondere Lage von dem Fette anderer Thiere unterscheidet. Es hat selbes etwas dem Wallfischthranen Aehnliches, und hüllet, als eine dichte Schichte zwischen Haut und Fleisch, gleichsam den ganzen Körper des Schweines ein.

Dieser Speck ist auch das Vorzüglichste, was wir vom Schweine nützen, und um dessentwillen es gemästet wird. Man schätzt aber auch das Fleisch, vorzüglich vom wilden Schweine. Es hat die Eigenschaft, daß es sich eingesalzen und gepöckelt lange aufbewahren läßt. Blut, Eingeweide, Gedärme, Füße und Zunge werden vom Schweine gebraucht und genossen. Sein Dünger ist gut auf hitzige und trockene Felder. Das Fett an den Eingeweiden und am Netze, unterschieden vom Specke, liefert den Schmeer. Aus der Haut werden Siebe, aus den Borsten Bürsten, Pinseln u. d. gl. verfertigt.



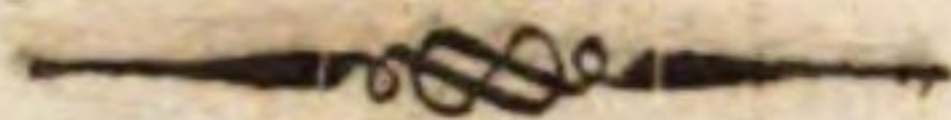
XIII. — XV. D e r H u n d.

Canis. (Le chien.)

Die Vorzüge, welchen einige Thiere das Recht auf unsere Hausgenossenschaft verdanken, haben ihren Grund nicht nur in gewissen körperlichen Eigenschaften, aus denen wir unmittelbar einen bedeutenden Nutzen zu ziehen wissen, sondern auch in dem besondern Naturel dieser Thiere, ihrer Dienstwilligkeit, Geschicklichkeit, und ähnlichen Eigenschaften. Wir suchen von ihnen nicht bloß die Vortheile zu erzielen, die zunächst nur auf den Genuß, und dergleichen Bedürfnisse beschränkt sind, sondern wir fordern von ihnen allerley Dienste, die zur Sicherheit und Bequemlichkeit des Lebens beytragen. Es sind ihnen gewisse Sitten und Eigenschaften des Charakters nothwendig, wodurch sie diesen unsern Absichten entsprechen können, und bey der Wahl dieser Thiere, welche zu unsern beständigen Hausgenossen bestimmt wurden, sehen wir eben so sehr auf diese Merkmale ihres Charakters, als auf ihre übrigen Vorzüge. Jene äußerlichen Eigenschaften konnten einem Thiere wohl größtentheils mangeln, und wir nahmen es doch unter unsere Hausthiere auf, insoferne es durch die Eigenschaften seines Naturels, und die Vorzüge seiner Geschicklichkeit, und besondern Gelehrigkeit in reichem Maasse ersetzte, was ihm in einer andern Hinsicht zu fehlen schien.

Dieß ist der Fall bey dem Hunde, der durch seine beyspiellose Ergebenheit gegen den Menschen, die Sanftmuth seiner Sitten, und durch seine vielfältigen Talente ganz allein sich nicht nur einen Zutritt in unser Haus verschaffte, sondern auch zum unentbehrlichen Werkzeuge in diesem wurde.

Der Hund hat zwar von Natur eine etwas grausame Gemüthsart. Allein selbst in seinem wilden Zustande zeigt er eine Neigung, sich dem Menschen zu nähern, und sich von ihm regieren zu lassen. Nichts geht über die Anhänglichkeit, die dieses Thier gegen denselben beweist. Treue, und Gehorsam ist Alles, wofür es zu leben scheint, und es ist unmöglich, an ihm andere Triebfedern seines Eifers, und seines unermüdlichen Bestrebens nach Lob und Beyfall wahrzunehmen, als dieses Feuer der Empfindung, und diese Beständigkeit seiner Zu-



neigung, wodurch es unzählige Menschen beschämt. Stolz, Eigennutz und Rache scheinen den Hund nur selten zu beherrschen. Er erträgt Mißhandlungen geduldig, ohne gefühllos gegen Schmeicheleyen und Wohlthaten zu seyn. Er vergißt das Unrecht gerne, und nimmt ohne Heimtücke eine Züchtigung an. Sein beständiges Bemühen geht nur dahin, seinem Herrn zu gefallen, und begangene Fehler wieder gut zu machen. Dieser bedarf nur eines Winkes, eines Zeichens, um ihn zu lenken. Er ist beständig aufmerksam auf seine Befehle, und empfängt diese mit gehobenen Ohren. Er kennt seinen Herrn genau, und merkt sich den Ton seiner Stimme, Mienen, und Gebärden.

Gelehriger ist wohl kein Thier, wie der Hund. Sinnreich weiß er sich in Alles, in alle möglichen Lagen und Verhältnisse zu schicken. Er erlernt tausend Künste, und man glaubt sogar bemerken zu können, daß er die Manieren des Hauses studirt, worin er wohnt, indem er stolz und beissig bei großen Herrn, geschmeidig und herablassend aber bey Bauern und Geringen zu seyn pflegt. Gegen Fremde ist er im Hause ganz gleichgültig, und scheint sie nicht einmal zu bemerken. Aber er kennt wohl beschwerliche Bettler, und verdächtige Menschen, und äußert gegen diese eine heftige Feindschaft.

Diese Feindschaft entspringt aus seiner Treue und Wachsamkeit für das Haus. Er ist ein natürlicher Wächter desselben; dieß Talent der Wachsamkeit scheint ihm vor allen angeboren. Nie ist er thätiger, muthiger, und lebhafter, als auf seinem Posten. Sein Muth wächst mit allen seinen Kräften, wenn ihm das Haus zur Bewachung anvertraut wird. Uermüdet schweift er um dasselbe, und kündigt durch Heulen und Bellen die Annäherung jedes Fremden an. So sanftmüthig er sonst seyn mag, so gefährlich wird er dann. Gegen Verdächtige, die sein Gebieth betreten, gegen Diebe und Räuber ist er wüthend, und vertheidigt sich gegen sie mit einem unbeschreiblichen Muth.

Durch seine Geschicklichkeit, seine Treue, und seinen Muth empfahl sich uns der Hund am Ersten. Diese Eigenschaften sind es, wodurch er uns so vielfältig nützlich, ja so unentbehrlich wurde. Das beste Werkzeug, welches der Mensch finden konnte, um einige Thiere, die zur Erhaltung seines Lebens nothwendig scheinen, in seine Gewalt zu bringen, und sie zur Ablegung ihrer unbändigen Sitten zu zwingen, ist der Hund. Mit dessen Beyhilfe konnte der Mensch sie am Besten verfolgen, und unter seinem Gehorsame fortdauernd er-

halten. Der Hund ist der Wächter der Heerden. Unter seinem Schutze sind diese sicher vor Raubthieren, und jedem feindlichen Anfalle.

Die beste Gelegenheit aber, wo derselbe seine Herzhaftigkeit, und übrigen guten Eigenschaften an den Tag legen, und geltend machen kann, ist die Jagd. Schon von Natur zu einem rühmlichen Kampfe mit freyen und feindlichen Thieren geneigt, gleicht nichts der Kunst, der List, und dem Muthe, den er hier zeigt. Wenn er einmahl die Fährte des Wildes aufgespürt hat, so macht ihn nicht leicht eine Gegenlist des verfolgten Thieres mehr irre. Durch die Noth erfinderisch, bemüht sich dieses vergeblich seinem Feinde zu entkommen, indem es von seinem Laufe schnell abweicht, tausend Wiedergänge versucht, und über Wege und Zäune mit absichtlichen Sätzen springt. Durch seinen feinen Geruch, und eine bewunderungswürdige Aufmerksamkeit hilft sich der Hund durch alle Labyrinthe, und erjagt endlich die gewünschte Beute.

Das eigentliche Vaterland des Hundes läßt sich nicht angeben. Diejenigen Hunde, welche man wild angetroffen hat, scheinen nicht in ihrem ursprünglichen Zustande gelebt zu haben. Vielmehr finden sich Spuren, daß sie nur in diesen Zustand versetzt, und aus zahmen Arten entsprungen sind. Solche Hunde sind wahre reißende Thiere, die sich durch den Raub anderer Thiere ernähren. Sie leben in großen Heerden beisammen, und bewohnen meistens Höhlen. Ihre Kühnheit, Stärke und Hurtigkeit ist außerordentlich groß. Erstere geht so weit, daß sie selbst Tiger und Löwen anfallen. Der Gestalt nach haben sie die größte Aehnlichkeit mit dem Wolfe. Ihrem Charakter nach unterscheiden sie sich wesentlich von diesem. Letzterer legt niemals, auch jung gezähmt, den Charakter seines Geschlechts ganz ab, und verräth im Alter stets die Spuren einer blutdürstigen Grausamkeit. Der Hund läßt sich nicht nur sehr leicht zähmen, sondern verfällt auch nie wieder in seine ehemalige Wildheit.

Er scheint eines der frühesten Hausthiere des Menschen zu seyn. Sein Geschlecht ist so außerordentlich verbreitet, daß es fast keine von Menschen besuchte Gegend giebt, wo nicht auch dieß Thier zu finden wäre. Die Abänderungen, die dieses Geschlecht gelitten hat, sind auch beynahe eben so zahlreich und mannigfaltig, als Klima, Nahrung, und jeder außerordentliche Einfluß verschieden war, dem es ausgesetzt wurde. Auf die Bildung dieses gelehrigen, und in seiner ganzen Natur geschmeidigen Thieres scheint Alles einen großen Einfluß gehabt zu haben.

Man kann nicht zweifeln, daß alle verschiedenen Arten von Hunden nur einem Hauptstamme angehören. Alle vermischen sich untereinander, und zeugen fruchtbare Bastarde. Wir sehen aus dieser Vermischung täglich neue Spielarten entstehen. So unmöglich es aber seyn dürfte, alle vorhandenen Spielarten nur zu nennen, eben so schwer ist es, die verschiedenen Racen genealogisch zu ordnen, und wir können hierüber nur einige Muthmassungen angeben.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß der sogenannte *Hirtenhund* der eigentliche Stammhund sey, von dem die übrigen Arten entsprangen. Er hat zuverlässigen Nachrichten zufolge die meiste Aehnlichkeit mit allen Hunden, die man im wilden Zustande angetroffen hat. Auch vereinigt er in sich alle guten Eigenschaften seines Geschlechts in vorzüglichem Grade, und ist wachsam, treu, und klug von Natur, wie kein anderer Hund. Er hat kurze, aufrechtstehende Ohren, einen fast geraden, an der Spitze stark behaarten Schwanz, eine spitze Schnautze, und zottiges Haar von meistens schwarzer Farbe. An Gröfse gleicht er einem Fuchse,

Mit ihm sind verwandt 1) der *Spitz* oder *Pommer*, mit langen, seidenartigem Haare, und übergebogenen, gewundenem Schwanze, 2) der *sibirische Hund* mit langen Kopfhaaren, 3) der *isländische Hund* mit Ohren, deren Spitzen überhängen, 4) der *Alpenhund*, und 5) der *neufundländische Hund*, von beträchtlicher Gröfse, mit einer Art von Schwimnhaut zwischen den Zehen.

Diese Unterarten des gemeinen Hirtenhunds scheinen durch den Einfluß des Clima entstanden zu seyn.

Unterschieden hievon sind der *Jagdhund*, der *Dachs*, der *Metzgerhund*, der *Windhund*, und der *Mops*.

Der *Jagdhund* hat einen starken Kopf mit einer Erhöhung auf dem Hinterhaupte, sehr lange, breite, ganz herabhängende Ohren, etwas herabhängende Lippen, und einen aufgerichteten, vorwärts gekrümmten Schwanz. Die Afterzehen haben Klauen. Die Farbe ist wolfsgrau, schwarz, roth, braun oder gelb; weiß mit schwarzbraunen, oder gelbrothen Flecken. Der Geruch ist sehr fein. In seiner Geschmeidigkeit, gelehrigen Schüchternheit, und Freundlichkeit verräth er eine lange, und beständige Vertraulichkeit mit dem Menschen.

Zu ihm müssen gerechnet werden, 1) der *Parforcehund*, 2) der *Schweifshund*, 3) der *Leithund*, 4) der *Hühnerhund*, 5) der *Wasserhund*, mit ziemlich langen rauhen Haaren.

Der *Dachs* hat eine lange Schnautze, hängende Ohren, einen lang gestreckten Körper, und kurze Füße. Die gewöhnliche Farbe ist schwarz mit gelbbraunlichen Abzeichen. Er hat eine große Verwandtschaft mit dem Jagdhunde.

Man unterscheidet 1) den Dachs mit *geraden*, 2) den Dachs mit *krummen* Beinen.

Der *Pudel* hat einen runden Kopf mit stumpfer Schnautze, breite, und hangende Ohren, langes, krauses Haar, und eine schwarze, braunrothe, ganz weisse, oder mit schwarzen Flecken vermischte Farbe. Er geht gerne ins Wasser, und ist der gelehrigste unter allen Hunden.

Zum Pudel kann gezählt werden 1) der *Zwergpudel*, welcher kleiner ist, als der Pudel, mit sehr langem Haar an den Ohren, 2) das *Bologneserhündchen*, mit sehr langem, seidenartigen Haare, vorzüglich im Gesichte.

Letztere Arten verrathen unter sich eine genaue Verwandtschaft. Sie haben miteinander den feinen Geruch gemein, vermittelt dessen sie zur Jagd vorzüglich brauchbar werden. Die Ohren sind bey allen schlaff, und hängend; sie scheinen am längsten die Kultur des Menschen genossen zu haben.

Der *Metzgerhund* ist größer, als der Hirtenhund, hat einen langen, mageren, braungelb und gefleckten Kopf, mittelmässig lange, nur halbhängende Ohren, sehr muskulöse Füße, einen etwas langen, nach hinten schwächtern Leib, der mit anliegenden, meistens glänzend schwarzen Haaren bedeckt ist, und einen starken, meistens ziemlich geraden Schwanz.

Hiezu kann man rechnen 1) den *Saufinder*, 2) den *Saurüden*, beyde mit langen rauhen Haaren.

Der gemeine *Windhund* hat einen kleinen, und langen Kopf, eine spitze etwas gebogene Schnautze, und kurze Lippen. Die Ohren sind schmal, kurz, und halb hängend; der Hals und Leib ist lang und mager, der Rücken schlank und gebogen. Die Füße sind hoch und mager; der Schwanz ist dünn, und aufwärts gebogen, das Haar kurz.

Hiezu können gezählt werden 1) der *grofse dänische Hund* (der dänische Blendling) vermuthlich ein Bastard vom Wind- und Metzgerhund 2) das *kleine Windspiel*, halb so klein, als der gemeine Windhund, 3) der *zottige Windhund*, mit ziemlich langen, krausen Haaren, 4) der *guineische* (türkische, nakte) Hund 3) der *russische Hund* mit langem Schwanz, welcher mit langen Haaren besetzt ist. Leib, Hals und Vorderfüsse sind ebenfalls lang behaart.

Der *Mops* unterscheidet sich merklich von den übrigen Arten durch seinen plattrunden Kopf mit kurzer, zwischen den Augen eingedrückter Schnautze, aufgeworfener, breiter Nase, und kurzen, hängenden Ohren, dickem, kurzen Leib, und aufwärts gerolltem Schwanz. Die Farbe des Leibes ist meistens braungelb, die Schnautze schwarz.

Hiezu gehören, 1) der *Bullenbeifser* mit dicken, herunterhängenden Lippen, flacher Stirne, und aufgeworfener, oft gespaltener Nase. Er ist viel gröfser, als der Mops. Der Körper ist erdfarben, Ohren und Schnautze sind schwarz. 2) die *englische Dogge* mit sehr herabhängenden Oberlippen. Sie ist gröfser, als der vorige (vermuthlich ein Bastard vom Bullenbeifser und Metzgerhund.)

Alle diese Hunde jagen mehr nach Anleitung des Gesichts, als der Nase, laufen gerne schnell, und haben halb steife Ohren, mit Ausnahme der letzten Art, welche auch eine stumpfere Schnautze von den übrigen Arten unterscheidet.

Im Ganzen genommen sind die Hunde nördlicher Gegenden klein, und häfslich. Stark, grofs, und geschickt zu Allem sind sie in gemäfsigten Ländern. In zu heifsen Climates verlieren sie zum Theil ihre guten Eigenschaften wieder.

Der Hund wird blind gebohren, und gewöhnlich erst nach eilf Tagen sehend. Er wächst übrigens schnell, und bildet sich bald aus. In einem Alter von neun, oder zehn Monaten ist er schon fähig zur Fortpflanzung. Die Hündinn wird zweymal des Jahres, öfters im Winter, als im Sommer, läufig. Sie trägt gewöhnlich neun Wochen, und wirft an sechs, sieben, bisweilen auch zwölf Junge, um die sie sorgfältig bekümmert ist. Die Fähigkeit zur Vermehrung behält der Hund fast durch sein ganzes Leben, welches in die Gränzen von vierzehn, bis fünfzehn Jahren eingeschränkt ist, zuweilen sich aber auch bis

auf zwanzig erstreckt. Mit zunehmendem Alter bekommt er abgenützte Zähne, und an einigen Theilen, an der Schnautze, Stirn, und um die Augen graue Haare.

Die liebste Nahrung des Hundes ist das Fleisch von allerley Thieren. Doch genießt er auch sonst beynahe Alles, was menschliche Nahrung ist. Die Knochen verzehrt er mit, und verdauet dieselben. Der häufige Genuß des frischen Wassers ist ihm bey seinem äusserst hitzigen, und trockenen Naturel ganz unentbehrlich. Seines Unraths endledigt er sich mit einem schmerzhaften Zwang.

Er besitzt viel Stärke, und noch mehr Geschwindigkeit. Im Schlafe träumt er, welches er manchmal durch unruhige Bewegungen, und allerley Laute verräth. Das geringste Geräusch erweckt ihn. Er schnarcht, während er schläft, und beym Erwachen gähnt er. Wachend ruht er entweder, indem er auf den Hinterbeinen sitzt, oder auf der Brust mit vorwärts gestreckten Vorderbeinen liegt. Im Schlafe ruht er auf der Seite mit von sich gestreckten Vieren, oder er zieht die Beine an sich, und steckt die Nase unter die Hinterbeine.

Seine Stimme ist verschieden. Er schreyt, wenn er geschlagen wird, er heult aus langer Weile, oder um andern Hunden und gewissen Tönen zu antworten, er knurrt im Zorne, und er winselt aus Ungeduld, Verlangen, oder auch Schmerz. Sein gewöhnlicher Laut ist das Bellen, welches er hören läßt, so oft ihm fremde, oder widrige Gegenstände vorkommen, und er seine Wachsamkeit bezeugen will. Dieß Bellen unterscheidet sich von den Stimmen aller andern Thiere, soll sich aber bey den Hunden in Amerika, und den heißen Ländern von Afrika verlieren, und in ein bloßes Belfern verwandeln. Seine Freude und Freundlichkeit giebt der Hund durch ein Wedeln des Schwanzes, seine Furcht dadurch zu erkennen, daß er selben zwischen die Hinterbeine zieht.

Außer den bereits angeführten Zwecken, wozu der Hund gebraucht wird, verdient die Art, wie man die Hunde in Sibirien, Kamtschatka, Grönland, und Labrador statt der Pferde vor die Schlitten spannt, eine Erwähnung. Sie ziehen dieselben mit großer Leichtigkeit und Behendigkeit über den tiefsten Schnee und die unwegsamsten Oerter, wo man mit Pferden nicht fortkommen würde. Man richtet sie zu diesem Dienste eigens ab, hat aber doch bisweilen Ursache, mit ihrem Betragen nicht zufrieden zu seyn.

Das Fleisch des Hundes wird von den Negern, den Tungusen, in China, Neuseeland, und auf den Inseln des Südmeeres gegessen. Die Neger geben dem Fleische von gemästeten Hunden den Vorzug vor jedem andern, und auf jenen Inseln wird es höher, als Schweinefleisch, und als ein Leckerbissen geschätzt. Auf den letztern, und vielleicht auch anderwärts, werden aber die Hunde vorher bloß mit Vegetabilien gefüttert, welche ihrem Fleische einen angenehmen Geschmack geben sollen. Auch die Grönländer und Eskimos lieben das Hundefleisch.

In Neuseeland und Grönland verbrämt man die Kleider mit Streifen von den Fellen. Die Grönländer brauchen diese auch zu Bettdecken. Die Kamtschadalen verfertigen sich von den Hundsfellen ihren vollen Staats-Anzug.

XV. — XVI. Die Katze.

Felis. (Le chat.)

Die Katze behauptet gleich dem Hunde einen Platz unter unserer Hausgenossenschaft. Sie verdient aber diesen Platz durch keine jener Eigenschaften, die wir am Hunde schätzen. Sie ist ein treuloser Hausgenosse, und wir haben ihr bloß deswegen einen Zutritt zu uns gestattet, damit wir durch sie einen Schutz gegen einen Schwarm beschwerlicher, kleiner Raubthiere finden möchten. Das Zutrauen, und den guten Willen, womit wir sie behandeln mögen, belohnt sie gewiß jederzeit sehr schlecht. Eine heimliche Tücke, und falsche Gemüthsart ist diesem Thiere angebohren, und hindert es, jemals sich ganz an zahme Sitten, und an unsern Umgang zu gewöhnen. Obwohl sie unser Haus besucht, so liebt sie doch nebenbey so viele Freyheit, und läßt sich so wenig in ihren Neigungen einschränken, daß ihr Zustand immer als ein halb wilder betrachtet werden kann. Es ist auch, wie man weiß, wohl nichts leichter, als daß eine Katze ganz verwildert, und nachdem sie ihre Geschlechtsverwandte in den Wäldern aufgesucht hat, nie mehr in eine menschliche Wohnung zurückkehrt. Alles, was die Zucht des Menschen vermag, ist, daß er aus offenbaren Feinden und Räubern, die die Katzen waren, schmeichelnde Betrüger bildet, deren Grausam-

keit, und Treulosigkeit sich vor seinen Augen zu verbergen sucht. Ihre Sitten beugen sich unter keinen Zwang, und trotz ihren Schmeicheleyen bleibt die Katze beständig wild und grausam. Ihre falsche Gemüthsart nimmt mit dem Alter zu, und wenn gleich die jungen Thiere ganz artig, lebhaft, und possierlich sind, so äußern sich doch schon die Spuren hievon auch bey ihnen.

Ihre Arglist und Neigung, Schaden zu stiften, und Spitzbübereyen auszuüben, weiß sie geschickt genug zu verbergen. Ihre Schliche sind stets so fein angelegt, daß wir sie selten bemerken können, und einer Ahndung entgeht sie durch eine schleunige Flucht, von der sie erst nach langer Zeit und gemeiniglich nicht eher zurückkehrt, als bis man sie ruft. Sie verfehlt nie den schicklichsten Zeitpunkt zur Ausführung, und die Gelegenheit, unbemerkt zu freveln.

Wenn sich daher dieß Thier an die Gesellschaft gewöhnt, so ist es in der That nur zum Scheine, und mehr um ihres eignen Vorthells wegen. Man kann nicht umhin, das schmeichelnde Wesen, welches ihr eigen ist, für betrügerisch zu halten, und den verdächtigen Bewegungen, und zweydeutigen Blicken, die es begleiten, mehr Glauben beyzumessen, als ihrer Schmeicheley. Eine Katze sieht einer Person niemals gerade ins Gesicht, wenn sie ihr schmeicheln will, und sie nähert sich ihr nur durch mancherley Umwege und Krümmungen. Liebkosungen reitzen ihre Eitelkeit, der Eigennutz und die Rachbegierde aber sind die einzigen Triebfedern, welche sie regieren, und hieraus ist die Feindschaft leicht zu erklären, die zwischen ihr und dem Hunde herrscht, welcher ganz als ihr Gegenbild erscheint.

Temperament und Leibesgestalt der Katze entspricht vollkommen ihren Eigenschaften. Sie ist artig von Natur, behende, geschickt, reinlich im höchsten Grade, und wohlhüstig. Die Bequemlichkeit liebt sie ungemein; sie sucht sich zu ihrer Lagerstätte stets die weichsten Stellen aus, scheut die Nässe und Kälte, und ruht gerne im Sonnenschein, hinter Feuermauern und Oefen. Alle Wohlgerüche sind ihr angenehm, und sie geht sogar wohlriechenden Personen nach. Ueber Alles liebt sie den Geruch gewisser Pflanzen, Katzenmünze, Marumkraut, und Baldrianwurzel. Ihren Balg erhält sie durch beständiges Lecken immer reinlich und glänzend. Ihre Haare sind trocken und elektrisch; sie geben, sanft gestreichelt, im Finstern helle Funken von sich.

Sie hat ein ziemlich gutes Gesicht bey Tag, und einen scharfen Blick im Dunkeln, wo sich die Pupille ihres Auges, die am Tage sehr verengt, und oft linsenförmig zusammengezogen erscheint, sehr erweitert, und die vorhandenen Lichtstrahlen in sich aufnimmt, die ihrem Auge einen feurigen Glanz ertheilen. Auch ihr Gehör ist gut; ihr Ohr sehr zart, und beweglich. Ihr Geruch ist empfindlich, aber nicht scharf. Sie ist nicht im Stande, ihren Raub durch denselben von Weitem zu entdecken, und zu verfolgen. Ihre übrigen Naturgaben sind ebenfalls gering, und eine gewisse Dummheit macht sie neben ihrer Wildheit ungeschickt, etwas zu erlernen. Die Beyspiele von abgerichteten Katzen sind unzuverlässig, und selten.

Sie ist gefräßig, und begnügt sich mit Allerley. Ihre gewöhnliche Nahrung besteht indess in allen Arten von Mäusen, und andern kleinen Thieren, die sie bezwingen kann. Vorzüglich gerne stellt sie kleinen Vögeln nach. Auch die Fische sind ihr eine willkommene Speise. Im Nothfalle frisst sie Maulwürfe, Eidexen, Frösche, Kröten, und Raupen; ungerne geht sie an Vegetabilien. Sie lauert ihrer Beute auf, und erhascht dieselbe im Sprunge, zu welcher Art von Raub sie ihre Jungen frühzeitig abrichtet. Was sie erhascht, verzehrt sie sogleich lebendig, oder sie spielt eine Zeit lang damit, wenn sie satt ist. Sie säuft oft, aber nur wenig. Ihr Kauen geht sehr langsam, und unvollkommen von statuten. Ein eigner Instinkt treibt sie an, sich ihres Unraths heimlich zu entledigen, und ihn zu verscharren.

Ihr Gang ist leise und schleichend. Sie kann schnell laufen, aber nicht anhaltend. Desto fertiger ist sie im Klettern und Springen. Sie ersteigt ohne Mühe die steilste Wand, wo sie sich nur ein wenig mit den Krallen halten kann, erklettert die höchsten Baumgipfel, und schwingt sich von einem Zweige auf den andern. Bey einem Sprunge von der Höhe beschädigt sie sich nicht leicht, indem sie allemal auf die Füße fällt. Sie schläft wenig und nicht fest. In der Ruhe läßt sie einen eignen knurrenden Ton hören. Ihre Stimme besteht meistens in scharfen, kläglichen Lauten, welche nach den Empfindungen abwechseln. Im Zorne läßt sie einen zischenden Laut hören, welcher von funkelnden Blicken, und heftigen Bewegungen begleitet ist. Ihren Unwillen giebt sie gemeiniglich durch ein Wedeln des Schwanzes zu erkennen. Sie ruht sitzend auf den beyden Hinterfüßen, oder auf der Brust mit an sich gezogenen Beinen; den Schwanz schlägt sie um die Füße.

Die gewöhnliche Brunstzeit fällt in den Frühling und Herbst. Es ist eine seltne Ausnahme bey diesem Thiere, daß das Weibchen oft das Männchen aufsucht, und gleichsam zur Paarung zwingt. Die Katze geht fünf und fünfzig Tage trächtig, und wirft vier bis sechs Junge, die sie vor dem Kater sorgfältig verbirgt. Denn dieser hat eine große Neigung, seine junge Nachkommenschaft zu verzehren. Die Katze füttert ihre Jungen mit Mäusen, und kleinen Vögeln. Aus einem unbegreiflichen Wankelmuth verwandelt sich aber ihre Zärtlichkeit oft in Grausamkeit, und sie verzehrt manchmal selbst die geliebte Brut, die sie schützt.

Ihren Wachsthum vollendet die Katze in einem Alter von fünfzehn bis achtzehn Monaten. Sie ist im Stande sich zu vermehren, ehe sie noch ein Jahr alt wird. Dieses Vermögen verliert sie auch nicht bis an ihren Tod. Sie hat ein sehr zähes Leben, erreicht aber gewöhnlich nur das neunte, oder zehnte Jahr. Doch kann sie auch viel älter werden, und ihr Leben bis auf achtzehn Jahre bringen.

Man findet unter dem Katzengeschlecht bey weitem die Verschiedenheiten nicht, wie unter dem Hundegeschlecht, und den meisten zahmen Hausthieren. Die Aehnlichkeit zwischen der wilden und zahmen Katze ist größer, als sie zwischen andern zahmen Hausthieren, und ihrem wilden Stamme zu seyn pflegt. Dieß ist ein Beweis, daß die Katze ein späterer Hausgenosse des Menschen ist; denn je länger ein Thier aus dem Stande seiner ursprünglichen Freyheit und Wildheit getreten ist, desto mehr hat es Abänderungen erlitten, und desto weniger bemerken wir an ihm eine Annäherung zu den noch im wilden Zustande lebenden Thieren derselben Art. Auch die Lebensart, und Culturfähigkeit der Katze kömmt hiebey sehr in Betrachtung.

Die zahme Haus-Katze stammt von der *wilden* Katze ab. Diese unterscheidet sich von der erstern durch einen etwas weniger platten Kopf, gleich dicken, braun und schwarz geringelten Schwanz, und längeres, feiners Haar. Nase und Lippen der wilden Katze sind schwarz. Sie ist etwas größer, und ihre Farbe ist weit wenigern Abänderungen unterworfen. Die gewöhnliche Farbe ist gelblich, oder grau mit schwarzen Streifen. Sie hat ihren Aufenthalt in weitläufigen Waldungen, und nährt sich von jungen Rehen, Hasen, Hamstern, Mäusen, Maulwürfen, allerley Vögeln, auch Wasservögeln und selbst Fischen, denen sie am Ufer im Schilfe auflauert, ohngeachtet sie das Wasser sehr scheut.

Sie begattet sich im Hornung, und das Weibchen bringt vier bis sechs Junge, die sie in hohle Bäume, und Felsen, auch in Fuchs- und alte Dachsbaue verbirgt. Ihr Vaterland ist Europa, und das nördliche Asien.

Die gewöhnlichsten bleibenden Abänderungen der zahmen Hauskatze sind die *spanische Katze*, welche gelb, weiß, und schwarz gefleckt ist, die sogenannte *Karthäuserkatze* von einer aschgrauen ins Bläuliche spielenden Farbe, und die *angorische Katze* mit langen, seidenartigen, weißen, gelblichen oder grauen Haaren. Letztere stammt aus Angora, ist in Persien sehr häufig, und auch nach Frankreich gebracht. Die chinesische Katze mit hängenden Ohren verdient neben ihr bemerkt zu werden. Hieher gehört auch die *rothe Katze*, welche am Cap vorkömmt, und mit einem rothen Streif vom Kopf bis über den Rücken bezeichnet ist. — Die Nase und der Rand der Lippen sind an einigen Hauskatzen rosenfärbig, an andern schwarz.

Von dem Nutzen dieses Thieres läßt sich nicht viel sagen. Es ist zwar in unsern Häusern gewissermassen nothwendig geworden. Aber die bloße Liebhaberey für eine Katze kann man um so weniger entschuldigen, als diese in der That oft ein wahrhaft gefährlicher Feind für ihren Besitzer werden kann. Es läßt sich an den traurigen Beyspielen, die man von der Tücke und Grausamkeit der Katze erzählt, im Ganzen nicht zweifeln, und nicht minder ausgemacht scheint es, daß viele Theile der Katze, selbst ihr Odem und ihre Ausdünstung für den Menschen ein gefährliches Gift enthalten. Schon manche blinde Liebhaber dieses Thieres, die ihm in Schlafgemächer und selbst Bettstellen einen ungehinderten Zutritt gestatteten, sollen ihre Vorliebe mit einem frühen Tode gebüßt haben,

Von den Muhamedanern sind die Katzen eben so sehr geliebt, als die Hunde verabscheut; sie haben aber für beyde milde Stiftungen. Die Chineser essen ihr Fleisch. Die Kürschner verarbeiten die Bälge.

P f l a n z e n f r e s s e n d e J a g d t h i e r e. -

P f l a n z e n f r e s s e n d e J a g d t h i e r e. -

.11

Wir haben diejenigen Thiere betrachtet, welche in unsern Gegenden die vorzüglichsten zahmen Hausthiere sind. Unter die Klasse der letztern gehören noch einige Thiere, die nicht angeführt wurden. Die Geschichte dieser Thiere behalten wir aber mit Recht einem eigenen Abschnitt vor, worin wir von den bekanntesten, und uns zunächst interessirenden Geschlechtern zu den fremdartigern, in entlegenen Himmelsstrichen, und in andern Welttheilen lebenden übergehen. Wir liefern zuerst die Geschichte derjenigen Thiere, welche die Producte eines einheimischen Himmelsstriches sind, und mit uns in der nächsten Beziehung leben, und zwar in der Ordnung, in welcher sie durch ihre gesammten Naturgaben, und ihre nützlichen oder schädlichen Eigenschaften in einer natürlichen Stufenfolge zu stehen scheinen.

Von den zahmen Hausthieren, deren Geschlechter allgemein in Europa und auch zum Theil in andern Welttheilen ausgebreitet sind, machen wir daher einen Uebergang zu denjenigen wilden Thieren, welche ebenfalls als ein vorzügliches Eigenthum unsers Erdtheils angesehen werden können. Wir machen den Anfang mit denjenigen, die sich bloß von Vegetabilien nähren, und zugleich ein Hauptgegenstand der Jagd sind.

Betrachten wir die zahmen Thiere im Vergleiche mit den wilden, und forschen nach den Ursachen, denen die letztern den fortwährenden Besitz ihrer Freyheit zu danken haben, so liegt der Hauptgrund, warum einige Thiere früher zahme Thiere wurden, andere aber noch in dem ursprünglichen Zustande ihrer Wildheit leben, wohl in dem wesentlichen Charakter von beyden. Diejenigen Geschlechter, deren Natur bezähmbar war, und die sich an die Gesellschaft des Menschen leicht gewöhnen konnten, haben sich in den verschiedenen Theilen der Erde bald zu seinen beständigen Hausgenossen gemacht. Diejenigen hingegen, welche ihre Freyheit behaupteten, machen die Versuche sehr schwer, ihnen ein unbekanntes Joch aufzulegen. Einige hievon zeigen zwar eine gewisse Sanftheit in ihren Sitten, und dieß sind vorzüglich solche, welche ihre Nahrung aus dem Pflanzenreiche nehmen. Diese Thiere würden den Menschen nicht einmal fliehen, wenn er nicht ihr Feind wäre, der ihnen unaufhörlich

nachstellt. Eine lange Erfahrung scheint Mißtrauen und Furcht auf die friedlichsten Geschlechter fortgepflanzt, und sie den Menschen eben so gut als ihren Feind kennen gelehrt zu haben, als sie instinktmäßig ihre übrigen Feinde kennen. Eine unbezwingbare Neigung, ihre von der Natur angebohrnen Vorrechte zu genießen, scheint den Haupt-Charakter ihrer Wildheit auszumachen.

Einige von den Thieren aber, die wir wilde nennen, haben einen ganz verschiedenen Charakter, und dieß sind vorzüglich solche, die sich von dem Fleische anderer Thiere nähren. Diese sind am Allerwenigsten geneigt, das Joch des Menschen zu tragen, und können entweder gar nicht, oder mit Mühe dahin gebracht werden, ihr ursprüngliches Naturel zu verläugnen. Ihr Charakter ist unbiegsam und trotzig. Eine ganz verschiedene Gestalt und Physiognomie zeigt sich an den erstern, und an den letztern. Die Gestalt, und das äußerliche Betragen der erstern ist mehrentheils gefällig und angenehm, und verräth nichts von abschreckender Wildheit. Diese Thiere sind natürlich munter, und ruhigen Temperaments. In ihrem Aeufserlichen haben sie selbst Vieles vor den zahmen Thieren voraus. Letztere mögen durch die Sorgfalt des Menschen noch so viel gewonnen, und mehr Stärke, Gröfse, und gefälligere Formen des Körpers erlangt haben, so fehlt ihnen doch der ungekünstelte Schmuck der Gestalt, das freye Ansehen, die Leichtigkeit und Behendigkeit, der frische Muth, und das Feuer in allen Bewegungen, welches nur die Gabe der rohen Natur ist.

Die Thiere der zweyten Art haben etwas Abschreckendes in ihrem Aeufsern, und meistens ein furchtbares Ansehen. Sie legen das Freye und Edle der Gestalt ab, und nehmen solche Merkmahle an, die allen lebenden Geschöpfen Schrecken und Abscheu einflößen. Ihr Blick ist meistens trotzig und hinterlistig, ihr Gang still und schleichend. Die Schnelligkeit ihrer Bewegungen zeigt sich bey den meisten in Sprung und plötzlichen Ueberfall. Sie scheinen immer zum Angriffe bereit.

Es läßt sich nicht genau entscheiden, wie viel ein Thier im zahmen Zustande gewinnt, und wie viel es von seinen ursprünglichen Eigenschaften verlieren mag. Im Ganzen finden wir unter den wilden Thieren weit weniger Veränderungen und Abweichungen der Arten als unter den zahmen, weil dieselben einen weit beständigern Aufenthalt haben, der ihren ursprünglichen Bedürfnissen am angemessensten ist, und eine viel einfachere, natürlichere Lebensweise

weise führen. Die Abwechslung, und die Veränderung in beyden äußert einen merklichen Einfluß auf die Thiere selbst. So unveränderlich die Natur überhaupt in ihren Gesetzen, und Wirkungen ist, eben so unveränderlich und bleibend sind die Merkmahle der wilden Thiere, welche unter ihren Einflüssen leben.

Eine auffallende Verschiedenheit in Temperament und Charakter der Thiere erzeugen die beyden entgegengesetzten Extreme eines zu heißen und zu kalten Klimas. Es ist bemerkenswerth, daß die Thiere des heißen Erdstriches, wie der Löwe, der Tieger u. a. in dem gemäßigtern Amerika ihre furchtbaren Eigenschaften zum Theile verlieren, und nicht mehr der Schrecken von Thieren und Menschen sind, wie in den brennenden Wüsten Afrika's und Asiens. Das wüthendste Thier des gemäßigten Europa's steht eben so den reißenden Thieren des kältesten Nordens an Kühnheit und Grausamkeit nach.

Insoferne äußert die Natur ihren Einfluß. Noch mehr äußern ihn menschliche Pflege und Erziehung. Ein Thier gewinnt im Dienste des Menschen Vierterley, aber es verliert neben gewissen körperlichen Vorzügen, die in Dauerhaftigkeit seiner Gesundheit, der Schärfe seiner Sinne u. d. gl. bestehen, auch wohl manche gute Anlagen, die es erfinderischer, thätiger, und geselliger machten. Durch die Noth gezwungen, wendet das Thier im Zustande seiner Freyheit alle angebohrnen Talente an, um sich sein Leben, so viel möglich, sicher und bequem zu machen. Es lebt in unaufhörlichem Kriege mit gewissen Feinden, und muß sich mit Mühe und Gefahr seinen Unterhalt suchen. Mit diesen Bedürfnissen für seine Sicherheit und seinen Lebensunterhalt verbindet sich bey den meisten die zärtliche Sorge für die Nachkommenschaft, und eine gewisse Neigung zur Geselligkeit, welche das Thier lebhafterer Eindrücke fähig zu machen scheint, als in einem ruhigen, friedlichen Zustande, wo es weder sorgen, noch fürchten darf. Der Biber baut sich im Zustande seiner Freyheit den kunstreichsten Aufenthalt, und tausend Thiere ahmen ihn in sinnreichen Erfindungen nach, die ihnen ihr lebhafter Instinkt eingiebt. Gewisse Kunstfertigkeiten der Thiere währen aber nur so lange, als ihre Freyheit dauert, und es scheint, daß die Thiere, wenn sie zahm gemacht werden, gerade das entgegengesetzte Schicksal des Menschen haben, dessen Erfindungsgeist, und dessen Thätigkeit in eben dem Maasse wächst, als er sich den Einflüssen der rohen Natur entzieht, welche, statt seine Bedürfnisse zu vermehren, dieselben vielmehr vermindert.

XVII. — XVIII. D e r H i r s c h.

Cervus (Le cerf.)

Die Zierde unserer Wälder, und der vorzüglichste Gegenstand der Jagd ist der Hirsch. Die Geschichte der jagdbaren Thiere, die ihre Nahrung aus dem Pflanzenreiche nehmen, enthält die Geschichte dieses Thieres, und der ihm verwandten Arten. Der Hirsch behauptet unter den ihm verwandten Geschöpfen denjenigen Vorzug, — der dem Pferde ohngefähr unter den Hausthieren zukömmt. Er zeichnet sich durch eine edle Gestalt, und regelmässige Körpersbildung aus. Mit einer außerordentlichen Schnelligkeit in den Bewegungen verbindet er ziemlich viel Stärke. Ein prächtiges Geweyh schmückt die Stirne des Männchens, und giebt ihm ein gewisses Ansehen. Flüchtig, munter, und genügsam liebt dieses Thier die Freyheit über Alles, und scheint für dieselbe geschaffen.

Sein vorzüglichster Aufenthalt sind die Bezirke schattiger Wälder. Unter den Wipfeln hoher Bäume, und im Dickicht des Gehölzes sucht der Hirsch den Nachstellungen seiner Feinde zu entfliehen, und ein ruhiges Daseyn zu genießsen. Zur Winterszeit aber, wenn er in den Wäldern keine Nahrung findet, tritt er in das lichte Holz, und auf's Feld hervor, oder geht in die Saat, und versammelt sich da in Haufen oder Rudeln. Zur Zeit der strengsten Kälte, vom Dezember angefangen, verbirgt sich Jung und Alt an buschreichen Orten, und sucht sich, nahe zusammengedrängt, durch Odem und natürliche Wärme gegen dieselbe zu schützen. Bey dem Eintritt einer gelindern Jahrszeit begeben sie sich wieder an die Ausgänge des Waldes, und besuchen fleißig das Getraid.

Der Hirsch liebt im Ganzen solche Gegenden, wo fruchtbare, wasserreiche Triften mit hewachsenen Anhöhen angenehm abwechseln. Auf trockenen, unfruchtbaren Gebirgen erlangt er die Gröfse, und das schöne Ansehen nicht, wie in grasreichen Ebenen und Thälern. Doch stehen die Gebirghirsche, die auf solchen Bergen leben, wo sich viele saftige Kräuter und reine Quellen finden, in keinem Stücke denen auf der Ebne nach.

Der Wachsthum des Hirsches erstreckt sich bis ins achte Jahr. Er scheint aber schon in einem Alter von achtzehn Monaten reif zu werden. Die Brunst-

zeit der alten Hirsche pflegt mit dem Anfang des Septembers einzutreten, und gegen drey Wochen zu dauern. Bey den jungen Thieren tritt sie später ein, und währt verhältnißmäfsig eben so lang. Mit dem Anfang Novembers ist aber diese Periode gänzlich vorbey. Sie verkündigt sich bey den Männchen durch viele auffallende Merkmahle. Diese sind sehr unruhig, lassen sich am Tage auf freyem Felde sehen, schreyen beständig aus vollem Halse, wetzen ihr Geweyh an Bäumen u. s. f. Oft kämpfen sie bey Dazwischenkunft eines weiblichen Thieres heftig miteinander, und zeigen überhaupt gar keine Furcht vor einem Angriffe.

Die Hirschkuh geht über acht Monate trächtig, und bringt gewöhnlich ein Kalb, welches nach sechs Monaten, sobald sich bey ihm die Ansätze zu Geweyhen zeigen, *Schmalthier*, später aber *Spießhirsch* heist, wenn sich diese Ansätze in eine Art Spiefse verlängert haben. Sie beschützt es mit vieler Sorgfalt, läßt es in der ersten Zeit gar nicht von sich, und bemüht sich, wenn die Hunde seine Spur suchen, diese irre zu führen, indem sie ihnen selbst entgegengeht.

Das Merkwürdigste an diesem Thiere ist das Geweyh, welches die Männchen bekommen, und jährlich abwerfen. Sie verlieren diesen pflanzenartigen Schmuck ihres Hauptes nach Maaßgabe ihres Alters vom Januar bis März, oder auch später. Die jüngern bekommen allemal die Geweyhe später, als die ältesten. Mit dem Anfang einer gelinden Jahreszeit sproßt an der Stelle des alten ein neues Geweyh hervor, welches mit einem Bast, wie mit einer Rinde umgeben, und anfangs sehr empfindlich ist, so daß es dem Hirsche bey unvorhergesehener Berührung große Schmerzen verursacht, nach und nach aber, wie der Stamm einer Pflanze, völlig erhärtet, und sich verschieden färbt. Bey den ältesten Hirschen ist es bis in den Junius gebildet. Den Bast, der es noch umkleidet, schälen sie dann an den Bäumen mit Gewalt ab. Es treibt mit dem zunehmenden Alter des Thieres in immer mehr Aeste aus, und wird auch stets schwerer und größer. Doch richtet sich die Zahl der Aeste nach keinem festen Gesetze; — sie ist in verschiedenen Jahren abwechselnd, und die Beschaffenheit der Gröfse der Geweyhe richtet sich sehr nach dem Mangel oder Ueberfluß an Nahrung, der dem Hirsche auf einem fruchtbaren oder unfruchtbaren Boden zu Theile wird.

Der Wachsthum und die Produktioun dieser Geweyhe steht mit der Entwicklung der Kräfte des Thieres und mit seinem Mangel oder Ueberfluß an

Nahrung in genauem Zusammenhange. Zu der Zeit, wo alle Vegetabilien wieder emporkeimen, und einen Ueberfluß von Nahrung darbiethen, bekömmt der Hirsch, wenn er bereits sein reifes Alter erlangt hat, das Geweyh. Dieses kann daher gleichsam als die Blüthe seines jährlichen organischen Lebens angesehen werden. Nach der völligen Bildung desselben, wenn er einen Ueberfluß an Kräften gesammelt hat, pflegt auch bald seine Brunstzeit einzutreten, und nach Verlauf dieser Periode, wo das Thier an Kräften verliert, und eine rauhere Jahrszeit eintritt, welkt auch das Geweyh gleichsam allmählig ab, bis es dasselbe völlig abwirft. Diese Metamorphose von jährlicher Entkräftung und Fülle durchlebt der Hirsch, wie alle von Vegetabilien lebenden wilden Thiere, und bey ihm zeigt sich dieselbe am deutlichsten durch den Abfall der Geweyhe. Die Weibchen bekommen selbe im Ganzen bey dieser Gattung nur darum nicht, weil sie ihren Ueberfluß an Kräften zur Bildung und Ernährung der Frucht nöthig haben.

Die Nahrung des Hirsches besteht in zarten Gras, Knospen, Rinden, und Moos. Sie wechselt aber nach Verschiedenheit der Jahrszeit. Im Frühling genießt er gerne die Kätzchen der Espen, und Weiden. Im Herbste sucht er Baumknospen, Blätter, und Blüthen in den Gesträuchen. Im Winter muß er mit Rinde, Moos u. d. gl. zufrieden seyn. Bey gelindem Wetter besucht er die Saaten, vorzüglich Roggenfelder. Im Winter pflegt ein Hirsch gar nicht zu trinken, und eben so wenig im Frühjahr, wo sein Durst durch die mit Thau benetzten Kräuter schon hinlänglich gelöscht wird. In heißen Sommertagen trinkt er aus Bächen, Sümpfen, und Quellen.

Der Hirsch kann sehr gut schwimmen. Man sieht ihn oft über beträchtliche Flüsse setzen. Wenn er stark verfolgt wird, stürzt er sich gern in einen breiten Strom, und hält dadurch seine Verfolger auf. Eben so leicht ist es ihm, über die höchsten Zäune und Hecken zu springen. Gesicht, Gehör und Geruch desselben scheinen gleich gut zu seyn. Wenn er horcht, so richtet er den Kopf in die Höhe, und erhebt die Ohren. Tritt er aus einem Dickicht hervor, so steht er erst still, sieht sich dann nach allen Seiten um, und sucht dem Winde entgegen zu kommen, um durch den Geruch die Nähe eines Feindes auszuspiüren.

Er ist gesellig. Die jungen Hirsche gehen so lange miteinander bis Furcht oder Nothwendigkeit sie trennt. Sein Temperament ist ruhig, doch bemerkt

man List und Neugierde an ihm. Pfeift oder ruft man ihm z. B. so bleibt er aufmerksam stehen, und betrachtet, wenn er nichts zu fürchten hat, fremdartige Gegenstände sehr lange. Er fürchtet eigentlich nur die Hunde, und hat vor dem Menschen keine Scheu, wenn er ihn unbewaffnet, und ohne Hunde erblickt. Ein sanfter Flötenton, und überhaupt jede Art von Musik macht ihm viel Vergnügen, und durch diese Liebhaberey geht er oft in sein Verderben, indem ihn die Läger durch den Schall des Horns ergötzen, und unvorsichtig machen. Er ist von Natur arglos, und kennt, ehe ihn die Erfahrung klug gemacht hat, keine Gefahr.

Das Alter des Hirsches beläuft sich auf fünf und dreyßig bis vierzig Jahre.

Die gewöhnliche Farbe ist rothbraun. Es giebt aber auch viel braune, und rothe Hirsche. Die weissen sind seltner. Mit der Zunahme des Alters wird das Haar des Hirsches immer dunkler. Die Jungen sind weifs gefleckt.

Der *korsikanische* Hirsch ist um die Hälfte kleiner, als unser Hirsch. Er ist braun von Farbe, hat kurze Läufe, und einen untersetzten Körper.

Dieses Thier nützt uns vielfältig. Sein Wildprät ist sehr geschätzt. Von vorzüglichem Gebrauch ist seine Haut, und sein Geweyh. Erstere giebt ein sehr weiches, und dauerhaftes Leder, womit ein großer Handel getrieben wird. Aus letzterm wird von verschiedenen Handwerkern Allerley verfertigt. Gebrannt und geraspelt Hirschhorn, so wie der bekannte Hirschhorngest wird in den Apotheken verkauft. Der Talg, und die Haare des Hirsches werden ebenfalls gebraucht.

XIX. Der Damhirsch.

Dama (Le daim.)

Der Hirsch (Edel-Hirsch) und der Damhirsch machen nur Arten ein und desselben Geschlechts aus. Doch herrschen zwischen beyden einige merkliche Verschiedenheiten sowohl in Bildung als Lebensart, welche eine Trennung ihrer beyderseitigen Geschichte veranlassen.

Der vorzüglichste Unterschied zwischen beyden zeigt sich an den Geweyhen. Das Geweyh des Damhirsches ist dünner, platter, dehnt sich mehr in die Breite, als bey dem Hirsch, ist mehr nach innen gekrümmt, und endigt sich mit einer schaufelförmigen, langen Krone. Der Damhirsch hat auch einen längern Schwanz (Blume) und hellers Haar, als der Hirsch.

In der Natur des erstern bemerkt man etwas Schwächers und Zärters. Er ist kleiner, als der Edelhirsch, und von sehr sanften Sitten, die es leicht machen, ihn zu zähmen. Diese Weichheit seines Naturels ist vermuthlich auch die Ursache, warum er weit mehrern Abänderungen unterworfen ist, als der Hirsch. Doch ist er nicht so verbreitet als dieser, und eigentlich nur ein Thier des gemäßigten Erdstriches.

In seiner übrigen Lebensart, in seiner Erzeugung, und Ernährung, hat er das Meiste mit dem Hirsche gemein. Er wirft seine Geweyhe jährlich ab, doch etwas später, als dieser. In der Wahl seiner Nahrung ist er weniger bedenklich. Er liebt zu seinem Aufenthalt erhabne, mit Hügeln besetzte Gründe. Wird er gejagt, so sucht er seine Rettung nicht in einer schleunigen Flucht, sondern bemüht sich mehr durch List, und geschickte Wendungen zu entkommen. Seine Spur ist nicht nur kleiner, sondern auch leichter, als die Spur des Hirsches.

Der Damhirsch ist zwar sehr gesellig, und lebt immer in grossen Haufen, oder Rudeln. Doch geht er nicht gern mit dem Hirsche, und man findet, daß es in Gegenden, wo es viele Hirsche, weniger Damhirsche giebt. Ueberhaupt aber sind sie seltner, und werden meistens nur in Thiergärten gehegt. England besitzt unter allen europäischen Ländern die meisten; ihr Wildprät ist dort sehr geschätzt.

Die Farbe dieses Thieres ist braun, weißgefleckt, ganz weiß und schwarz.

Sein Alter bringt der Damhirsch nicht so hoch, als der Hirsch. Er wird ohngefähr nur zwanzig Jahre alt.

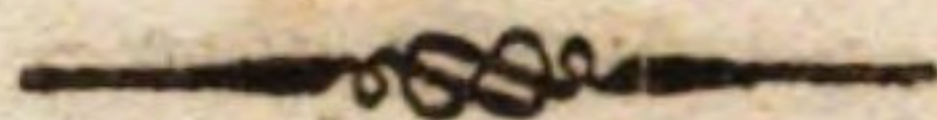
XX. — XXI. D a s R e h.

Capreolus (Le chevreuil.)

Ein vorzüglicher Gegenstand der Jagd ist nächst dem Hirsche das Reh. Es gehört mit diesem zu einem Geschlecht, und in Allem gleichsam das schwächere Nachbild desselben, kann es diesem um so mehr folgen, als es mit ihm unter einerley Himmelsstrich, und also stets nachbarlich lebt. Der König unter den wilden Thieren unsers Erdtheils, die sich blos von Vegetabilien ernähren, ist der Hirsch. Durch seine edle Gestalt, Muth, und Temperament übertrifft er auch die Thiere seines Geschlechts, das in unsern Gegenden verbreitet ist. Dagegen sind dem Rehe doch die Verzüge eigen, welche allzeit in der Natur eine gefällige Mittelstufe zwischen dem Stärkern und Schwachen bilden. Zierlichkeit und Anmuth, verbunden mit einer größern Lebhaftigkeit, sind die Eigenschaften dieses Thieres. Es ist viel schwächer, aber auch gefälliger gebaut, als der Hirsch. Seine Bewegungen sind außerordentlich hurtig. Es liebt die Reinlichkeit, und ist viel listiger, als jener.

Sein Aufenthalt sind die niedrigen Bezirke des Vorholzes, Hügel und erhabne Gegenden, wo es einer reinen Luft genießt. Im Winter hält es sich, wie der Hirsch, ins größte Dickicht. Es lebt nicht in Haufen oder Rudeln, wie der Hirsch, sondern in Familiengesellschaft. Der Bock, die Riecke, und die Jungen gehen miteinander. Letztere bleiben acht oder neun Monate bey ihren Aeltern, und errichten dann eine eigne Familie.

Die Riecke geht zum Unterschied von der Hirschkuh nur fünf und einen halben Monat trächtig; ihre Setzzeit fällt zu Ende Aprils, oder in den Anfang des Mai. Die Brunstzeit des Rehs fängt zu Ende Oktobers an, und dauert gegen vierzehn Tage. Sein Geweyh wirft der Rehbock früher ab, als der Hirsch, und setzt es, bald nachdem er es abgeworfen hat, frühzeitig im Winter wieder auf. Es ist viel kleiner, als beym Hirsch, und treibt nur vier bis fünf, höchst selten mehrere Enden. Es färbt sich nach der Farbe des Thieres verschieden, und hat übrigens alle Eigenschaften mit dem Hirschgeweyh gemein. So lange es noch nicht erhärtet ist, vermeidet der Rehbock sorgfältig alle höhern Zweige,



und geht, gleich dem Hirsche, immer mit gebücktem Kopfe. Merkwürdig sind dessen häufige monströsen Verunstaltungen.

In der Auswahl seiner Nahrung zeigt das Reh weit mehr Sorgfalt, als der Hirsch. Es ist genügsamer, und lebt daher in einem gleichförmigern Zustand, in dem sich kein so merklicher Wechsel von Fülle und Entkräftung äußert, wie beym erstern. Seine Nahrung besteht in Kräutern, Baumknospen u. d. gl. Vorzüglich gerne besucht es aber die Plätze, wo Brombeer- und Berberissträucher häufig wachsen.

Wenn das Reh von den Jägern verfolgt wird, so versucht es nicht zuerst seine Kräfte in der Flucht, sondern wendet gleich anfangs alle mögliche List, und Verschlagenheit an, um ihnen zu entkommsn. Nach vielerley entgegengesetzten Bewegungen, durch welche die Hunde seine Spur verlieren, rettet es sich z. B. oft durch einen plötzlichen Seitensprung, der Hunde und Jäger neben dem dicht an der Erde verborgenen Thiere getäuscht vorüber führt. Hiemit verbindet es eine außerordentliche Leichtigkeit sowohl im Laufe als im Sprunge, *) und erschwert seine Jagd um Vieles.

Das Alter des Rehes beläuft sich nicht so hoch, als das des Hirsches. Es wächst zwar noch schneller, als dieser, wird aber höchstens nur zwölf bis vierzehn Jahre alt. Es läßt sich leicht zähmen, beweist jedoch stets eine starke angebohrne Liebe zur Freyheit. Seine zärtliche Natur, und dieser natürliche Hang erfordern daher zu seinem Gedeihen viel Pflege und eine eigne Sorgfalt.

Es giebt bey uns braune und rothe Rehe. Die rothen pflegen stärker, die braunen allemal kleiner zu seyn. Die Gattung dieses Thieres ist in unserm Erdtheil im Ganzen minder zahlreich, als die Gattung des Hirsches. Es wird aber wie der letztere, sowohl in den nördlichen, als mittäglichen Gegenden angetroffen, und geht auch über unsern Welttheil hinaus. Von unserm Rehe sehr wenig verschiedene Racen werden häufig in dem mittäglichen Amerika angetroffen.

Das Wildprät des Rehes ist noch geschätzter, als vom Hirsche. Im Uebrigen gewährt es fast die nämlichen Vortheile, wie dieser.

*) Anmerkung. Die Art und Weise, wie sowohl das Reh, als der Hirsch über einen vorliegenden Baumstamm u. d. gl. springen, zeigt sich deutlich in der nach Riedinger verfertigten Abbildung eines überspringenden Rehbocks. Sowohl das Reh, als der Hirsch strecken nämlich die Vorderläufe nicht gerade aus, sondern ziehen diese im Sprunge nach richtiger Beobachtung sehr stark an sich.

XXII. Das Elennthier.

Alces (L'elan.)

Zu dem Hirschgeschlecht gehören noch zwey merkwürdige Thiere, die sich blos in nördlichen Gegenden aufhalten. Das eine davon kann mehr als Jagdthier, das andre aber auch vorzüglich als Hausthier betrachtet werden. Beyde haben in ihrer äußerlichen Bildung eine große Aehnlichkeit mit dem Hirsche und in ihrer Lebensweise das Meiste mit demselben gemein.

Auffallender scheint sich von diesem das Elennthier zu unterscheiden. Den merkbarsten Unterschied macht vor Allem seine Gröfse. Es übertrifft den Hirsch im Ganzen genommen bey Weitem an Gröfse, und ist ein gewaltiges Thier, das die Höhe von zehn und mehr Fuß erreichen kann. Den zweyten Unterschied findet man in den Gweyhen, die es trägt, welche, ihre ungeheure, der Stärke des Thiers angemessene Gröfse abgerechnet, auch ganz anders geformt sind, als das Hirschgweyeh. Das ganze Gweyeh des Elennthieres ist nämlich wie platt gedrückt, schaufelförmig, und nur an den Enden oder Rändern häufig ausgezackt.

Noch andre Merkmahe unterscheiden es ebenfalls vom Hirsch. Es hat einen sehr kurzen Schwanz, längere Ohren, unverhältnißmäfsig hohe Beine, einen kurzen Hals, und ein langes, borstenähnliches Haar, welches dicht anliegt. Der Kopf ist lang, mit breiter, etwas gekrümmter Schnauze, weiten Nasenlöchern, und hervorgehender Oberlefze. Die Brust ist sehr breit. Am Halse, und auf dem Rücken zeigen sich steife, und lange Haarbüschel. Das Ansehen des Thieres ist stupid.

Man findet es in dem nördlichen Europa, Asien, und Amerika. Norwegen, Schweden, Sibirien, Rußland, die Tartarey, Canada, auch noch Pohlen und Lithauen sind seine Heymath. In den nördlichsten Ländern, die von dem Rennthiere bewohnt werden, wird es aber nicht mehr angetroffen.

Es liebt zu seinem Aufenthalt dichte, und finstere Wälder von Eichen, Buchen, Espen oder Weiden, die in niedrigen, sumpfigen Gegenden liegen, und einige grasreiche Triften enthalten. Aus diesen Wäldern kömmt es höchst

selten in das lichte Holz,' und niemals aufs freye Feld. Kräuter, Baumknospen, und Rinden sind seine Nahrung. Es schälet oft die Rinde von jungen Eschen, und Eschen, die es vorzüglich liebt, ganz ab. Im Winter trifft man es manchmal klafterhoch im Schnee an, indem es die Bäume benagt. Im Sommer geht es gerne in Flüsse, theils um da vor dem Stiche der Insekten sichrer zu seyn, theils um das hohe Ufergras abzumähen, das es mit seinem kurzen Halse, der ihm das Weiden auf dem Boden erschwert, leichter erreichen kann.

Es besitzt in Allem die nämliche Fertigkeit, wie der Hirsch. Seine Bewegung ist zwar, wie bey dem Rennthiere meistens nur ein gleichförmiges Traben, aber es kann lange laufen, und kömmt damit außerordentlich schnell voran. Es schwimmt sehr gut, und setzt ohne Mühe über die breitesten Flüsse, und Landseen. Mit erstaunlicher Fertigkeit bewegt es sich durch die tiefsten Moräste. Im Winter kömmt es aber in dem tiefen Schnee nicht so leicht fort, indem es oft in denselben bey schnellem Laufe einsinkt. Dieß Hinderniß erleichtert seine Jagd.

Das Elennthier wird so wie der Hirsch von Hunden und Jägern verfolgt, und wenn man ihm nicht anders beykommen kann, so ermüdet, daß es endlich vor Mattigkeit niedersinkt. Die Wuth, die es gegen seinen Verfolger, der es verwundet hat, und selbst noch in den letzten Augenblicken zeigt, ist furchtbar und gefährlich. Auf den erstern geht es los, und dieser kann sein Leben nur durch ein außerordentliches Mittel retten. Seine letzten Kräfte aber strengt es dazu an, mit den Vorderläufen um sich zu schlagen, denn in diesen besitzt es eine solche Stärke, daß es auf einen Schlag einen Wolf oder Menschen zu tödten vermag. Man fängt es in einigen Gegenden auch in Fallgruben.

Die gefährlichsten Feinde des Elennthieres sind der Bär, der Wolf, der Vielfraß und Luchs. Der Bär hat Mühe, es zu bezwingen. Der Wolf greift es aber nie einzeln, sondern nur in Gesellschaft mit mehreren seines Gleichen an. Der Vielfraß und Luchs klettern auf hohe Bäume, springen von da herab auf den Nacken des Thieres, verwunden es so festgeklammert mit ihrem scharfen Gebiß, und lassen nicht eher ab, bis selbes zu Tode gequält völlig ihre Beute wird.

Es lebt stets heerdenweise, wie der Hirsch. Man kann es zähmen, es ist aber doch nirgends so sehr Hausthier geworden, wie das Rennthier.

Seine Geweyhe wirft es um die Zeit ab, wie der Hirsch; seine Brunstzeit fällt in den September, und in allem Uebrigen kommt es mit dem Hirsche völlig überein. Von Farbe ist es gewöhnlich braun.

Der Nutzen dieses Thieres ist nicht unbeträchtlich. Sein Fleisch ist essbar. Seine Haut ist wegen ihrer ungemeinen Festigkeit und Dauerhaftigkeit sehr geschätzt. Die Völkerschaften, in deren Gegenden das Elennthier lebt, wissen die Elennthäute zuzubereiten, und treiben damit einen bedeutenden Handel. Die Geweyhe u. d. gl. werden wie vom Hirsche vielfältig benützt.

XXIII. Das Rennthier.

Tarandus (La reune.)

Die kältesten Gegenden unsers Erdtheils, welche nahe an die öden Eisgefilde des Poles gränzen, bewohnt, und belebt das Rennthier durch sein Daseyn. In jenen Gegenden, wo die Strenge des Klimas alle nützlichen Hausthiere von dem Menschen verdrängt hat, weidet das Rennthier noch um die Hütte des Lappländers, dessen einziger Reichthum in diesem Thiere besteht.

Das Rennthier ist dem Hirsche noch weit ähnlicher als das Elennthier. Es unterscheidet sich von ihm aber durch kürzere, und dickere Beine, einen breiten Fuß, und durch sein ungeheures Geweyh, welches in eine Menge Aeste ausläuft, die sich oben in eine flache Krone vertheilen. Die etwas längern Ohren, und den sehr kurzen Schwanz hat es mit dem Elennthier gemein. Sein Haar ist sehr dicht; seine Gestalt untersetzt.

Das Vaterland des Rennthiers sind außer Lappland, Grönland, Norwegen, Rußland, und mehrere Polarländer. Es liebt zu seinem Aufenthalt mehr gebirgige Gegenden. Im Sommer zieht es in ganzen Heerden nach den südlichen Gebirgen. während es bey tiefem Schnee auf den Mooshaiden am Ufer des Eismeeres verweilt.

Seine Nahrung hat dieses Thier mit den übrigen Hirscharten gemein. Sie besteht vorzüglich in Blättern, Baumknospen u. d. gl. Im Winter aber sucht es

sich eine eigne Art von Nahrung. Diese besteht in einem weissen Moos, das es unter dem Schnee mit den Füßen aufgräbt, und in Menge findet. Dieses Moos scheint ihm einen starken Ueberfluß von Säften zuzuführen.

Das Rennthier läuft mit erstaunlicher Behendigkeit über den tiefsten Schnee. Es legt des Tags wohl an dreyßig Meilen zurück. Die Lappländer richten es daher ab, ihnen die Dienste unsers Pferdes zu thun, und spannen es vor die Schlitten. Die wilden Rennthiere, welche gröfser, muthiger, und stärker sind, werden gejagt. Die grofsen Heerden von zahmen Thieren aber erfordern die ganze Aufmerksamkeit ihrer Besitzer. Denn sie ziehen beständig hin und wieder, verlaufen sich gerne, und werden von mehrern gefährlichen Feinden bedroht, worunter der Wolf und der Vielfraß die vorzüglichsten sind. Den Wolf greift das Rennthier mit den Vorderfüfsen an, und jagt ihn durch muthige Vertheidigung oft in die Flucht. Der Vielfraß stellt dem Rennthier eben so nach, wie dem Elennthier.

Seine Gewayhe, welche sich durch ihre ungeheuere Gröfse vorzüglich auszeichnen, wirft es um eben die Zeit ab, wie der Hirsch. Merkwürdig ist es, dafs von allen Hirscharten die Rennthierweibchen allein Gewayhe, obgleich viel kleinere als die Männchen bekommen, die sie auch etwas später abwerfen.

Die Brunstzeit des Rennthieres fällt in den September. Das Weibchen trägt acht Monate, und behält ihre Jungen zwey bis drey Jahre bey sich, bis sie beynahe erwachsen sind.

Die Farbe dieses Thieres ist ein Schwarzbraun, Die Jungen haben ein buntes Fell.

Die zahmen Rennthiere werden nur fünfzehn bis sechzehn Jahre alt. Da aber das Rennthier doch vier Jahre zu seinem Wachsthume braucht, so ist zu vermuthen, dafs dieses nicht die höchste natürliche Gränze seines Alters sey, und die wilden Rennthiere auch älter werden.

Eine merkwürdige Eigenheit des Rennthieres ist das Geklapper, welches es bey jeder, vorzüglich einer schnellen Bewegung seiner Füße auf eine Art hören läfst, als wenn alle seine Gelenke aus ihren Fugen brechen wollten. Man kennt über diese Eigenheit des Rennthiers bisher nur Vermuthungen.

Der Nutzen, den dieses Thier gewährt, ist äufserst grofs. Es ist das einzige Hausthier des Lappländers, verschafft ihm aber als solches beynahe alle Vorthelle, die wir von mehrern Hausthieren ziehen. Es ist erstlich sein Zugthier. Sein Fleisch ist schmackhaft. Das Weibchen giebt gute Milch, woraus er Käse bereitet. Seine Haut giebt ihm sowohl Sommer- als Winterkleidung. Diese Haut, welche mit dichten Haaren, wie ein Pelzwerk besetzt, und besonders bey jungen Rennthieren ausnehmend schön ist, giebt ein geschmeidiges und sehr dauerhaftes Leder. Der Gebrauch von andern Theilen des Rennthieres verdient keine besondere Erwähnung.

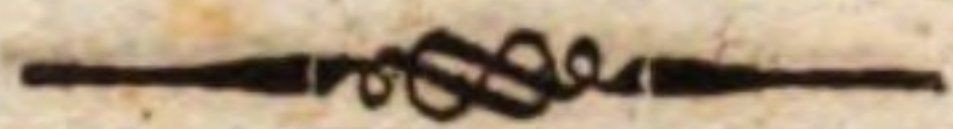
XXIV. Die Gemse.

Antilope rupicapra (Le chamois)

Auf den höchsten Gebirgen der alten Welt leben die Gemse, und der Steinbock. Man hat an beyden Thieren eine grofse Aehnlichkeit in Gestalt und Lebensart finden wollen, und sie auch beyde mit unsrer gemeinen Hausziege verglichen. Allein es ist gewifs, dafs sich eigentlich nur der Steinbock dem Ziegengeschlecht nähere, die Gemse aber mit gröfserm Rechte zu den Antilopen gezählt werde, deren zahlreiche Arten einen Uebergang von den Ziegen zu dem Hirschgeschlecht bilden, und einen grofsen Theil der alten Welt bewohnen.

Die Gemse unterscheidet sich vom Steinbock am deutlichsten durch ihre viel kleinern, runden, ganz schwarz gefärbten, und hackenförmig zurückgebogenen Hörner. Diese sind bey dem Steinbock sehr lang und dick, knotig, von aschgrauer Farbe, und sichelförmig zurückgebogen. Sie ist stärker von Gestalt, als das Reh, aber doch viel höher, und schlanker, als der Steinbock, und dem Hochwilde ähnlicher. Die Hinterfüfse sind die längsten, und wenn das Thier auch auf gleichem Boden steht, so stellt es gemeiniglich alle vier Füfse ganz nahe aneinander. Sie hat keinen Bart, wie der Steinbock.

Ihr Aufenthalt sind hohe Berggipfel, wo sie über Felsen und Abgründe springt. Sie kömmt aber nie so hoch, wie der Steinbock. Man findet sie viel häufiger, als diesen, auf den Gebirgen Tyrols, der Schweiz, und Savoyens.



Sie liebt die Kälte, bahnt sich durch den Schnee einen Weg, und verbirgt sich des Sommers in schattigen Höhlen, oder unter zurückgebliebenem Schnee und Eis. In die höchsten Waldungen kömmt sie des Winters der Nahrung wegen.

Sie geht in Gesellschaft. Man erblickt auf dem Abhange eines Berges oft ganze Rudel dieser Thiere zerstreut. Es ist ihr aber schwer beyzukommen. Ihre Lebhaftigkeit ist außerordentlich, und nichts so scharf, als ihr Gesicht und Geruch. Sie erblickt ihren Feind in der Ferne, betrachtet ihn einen Augenblick stillstehend, nimmt aber dann die schleunigste Flucht. Hat sie denselben bloß durch den Geruch ausgespürt, dann wird sie sehr unruhig, blickt beständig um sich her, ersteigt die höchsten Gipfel, und verräth ihre Angst durch ein helltönendes Pfeiffen, welches nicht eher aufhört, als bis sie ermüdet, oder ihren Feind entdeckt hat, und davon eilt. Ihr Gehör ist eben so fein; sie wird durch das mindeste Geräusch aufmerksam. Dabey ist sie listig, und wenn sie sich von dem Jäger in die Enge getrieben sieht, oft entschlossen genug, diesen durch einen heftigen Stoß mit dem Kopfe vor sich in den Abgrund zu stürzen. Es ist bewunderungswürdig, mit welcher Sicherheit und Behendigkeit dieses Thier unersteigliche Felsen hinauf und hinunter klettert. Es stürzt sich von einer Höhe von zwanzig bis dreyßig Fuß auf einen Platz, der nur eben so groß ist, dasselbe zu halten.

Die Nahrung der Gemse besteht in Alpenkräutern, zarten Knospen, Blättern, Blüthen u. d. gl. Sie wählt von den Pflanzen nur die feinsten Theile, und frisst gerne aromatische Kräuter. Sie geht am liebsten des Morgens und Abends auf die Weide.

Ihre Begattungszeit fällt in den Oktober und November. Das Weibchen wirft im April und Mai ein Junges, selten zwey, und behält selbes bis zum nahenden Herbste bey sich. Die Jungen sind sehr leicht zu zähmen,

Das Alter dieses Thiers soll sich auf zwanzig und mehr Jahre belaufen.

Die Farbe leidet nach Verschiedenheit der Jahrszeit einige Abänderungen. Die Grundfarbe ist ein Dunkelbraun, welches gegen den Herbst und Winter hin stärker wird.

Das Fleisch, besonders von jungen Gemen, ist ein gutes Wildprät. Die Haut giebt ein sehr weiches, und dauerhaftes Leder, welches von Handwerkern verschiedentlich verarbeitet wird.

XXV. Der Steinbock.

Capra ibex (Le bouquetin.)

Der Steinbock hat ein ganz anders Ansehen, als die Gemse, andere Verhältnisse des Körpers, und die eigentliche Ziegengestalt, wovon man an jener wenig, oder nichts wahrnehmen kann. Seine Hörner sind viel anders gestaltet, als bey der Gemse, deren Hörner keinem einzigen Ziegen - oder Steinbockshorne gleichen. Er hat kurze Füße, wovon die vordern, nebst Brust, und dem ganzen Vordertheil stärker sind, und ist mit einem starken Ziegenbarte geschmückt. Nach diesen, und andern wichtigen Unterscheidungsmerkmalen kann man ihn wohl eher zu den Ziegen rechnen, als mit der Gemse vermengen, welche als ein Thier ganz anderer Art erscheint.

Der ganze Bau des Steinbocks, die Stärke seiner Hörner, des Genicks und der Glieder, vorzüglich der Vorderfüße, welche im Sprunge den meisten Widerstand zu thun haben, die Bildung und Härte seiner Klauen, so wie das ganze wilde Ansehen dieses Thieres, wovon auch die zahmgemachten noch starke Spuren an sich haben, beweist, zu welcher rauhen und gefährlichen Lebensart es von Natur bestimmt wurde. Sein Aufenthalt sind nämlich die höchsten Schneegebirge, wovon er sich nie weit entfernt. Nur im Winter kömmt er in die Waldgegend am Fusse der hohen Alpen. Während der milden Jahreszeit besteigt er die höchsten waldlosen Gipfel, weidet an den steilsten Felsenrücken,

und hört fern unter sich den Regen rauschen, und die Donner rollen.

Man findet ihn auf den höchsten Gebirgen der Schweiz, Savoyens, den Pyrenäen, und in Sibirien.

Seine liebste Nahrung sind Felsenkräuter, und Gebirgsträucher; daher hält er sich am liebsten da, wo die Zwergbirke, kleine Alpenweiden, Alpenrosengestripp, allerley Steinkräuter und Moose wachsen. Bey dieser Nahrung wird er im Herbst überaus fett, und kann es im Winter bey dem Birken- und Weidengesträuche, das ihm in der Waldgegend nicht fehlt, leicht aushalten.

Die Verwegenheit dieses Thieres im Felsenklettern und Springen ist noch viel gröfser, als bey der Gemse. Es bedient sich der Steifheit seiner Füße,

wenn es entsetzliche Sprünge wagt, und stürzt sich von den gefährlichsten Felsen ohne Schaden herab, indem es den Kopf zwischen die Vorderfüsse nimmt, und sich auf die Hörner wirft. Die Jagd des Steinbocks ist daher mit fast unüberwindlichen Gefahren verbunden. Am leichtesten fängt man ihn im Winter, wo er sich auf den höchsten Gebirgen nicht mehr halten kann, oder bey den salzreichen Felsen, wohin er zum Lecken kömmt.

Die größten Heerden von Steinböcken sollen aus ohngefähr zehn Thieren hestehen.

Die Ziege soll kleiner seyn, kaum anderthalb Spannen lange Hörner, und einen viel kleinern Bart haben. Sie wirft zu Anfang des Mai; die Jungen sind ganz dunkler Farbe.

Die Farbe des erwachsenen Steinbocks ist an Kopf, Hals, Rücken, Seiten, und äußerlich an den Schenkeln schmutzig fahlbräunlich. Der Bauch, und die innere Seite der Schenkel nebst Hintertheil ist weifs; die Untertheile der Füße, Nase, Lippen, Bart, und Schwanz sind schwarz. Ueber den Rücken geht ein schwärzlicher Streif.

Die Hörner des Steinbocks werden von den Chinesen, und auch noch von den Türken zu Verfertigung der besten und stärksten Bogen, so wie zum medizinischen Gebrauche gesucht.

III.

Fleischfressende Raubthiere.



Unter den zahmen Hausthieren und pflanzenfressenden Jagdthieren haben wir bisher nur solche begriffen, welche in Europa zu Hause sind, und in den meisten Ländern dieses Welttheils ihrer eigenthümlichen Gestalt nach bekannt, und uns durch Sitten und Gewohnheiten am interessantesten geworden sind. Der Schauplatz naturhistorischer Merkwürdigkeiten kann mit Recht durch solche Gegenstände eröffnet werden, deren Namen schon unsrer frühen Jugend am meisten eingeprägt wurden, und deren Eigenthümlichkeiten die meiste Beziehung auf unser Leben haben. Aus dem Gang der Ideen von dem Bekannten und Gewohnten zu dem Unbekannten und Außerordentlichen, scheint, weil er der natürlichste ist, auch weit mehr Interesse für die Erkenntnisse selbst zu erwachsen.

Die Thiere fremder Welttheile eröffnen einen Gesichtskreis des Neuen und Außerordentlichen, und ihre Geschichte beginnen wir daher, wo die Geschichte der europäischen geschlossen ist.

Unter den fleischfressenden Raubthieren kommen daher nur unsre einheimischen Gattungen vor, und mit diesen haben wir dann, mit Ausnahme des Hasen, Kaninchens, Eichhörnchens, den Mäusearten u. a. welche alle als Thiere einer besondern Art unter eine eigne Abtheilung zu stehen kommen, die Geschichte der merkwürdigsten europäischen Thiere beendigt.

Diejenigen Thiere, welche man reißende, oder Raubthiere nennt, bilden eine sehr zahlreiche Klasse schädlicher Thiere, und sind in allen Weltgegenden sehr verbreitet. Ihre Anzahl scheint sogar die Zahl der wahrhaft nützlichen Thiere zu übertreffen, und wir müssen die weise Oekonomie der Natur bewundern, welche der außerordentlichen, verderblichen Fruchtbarkeit mancher Geschlechter dadurch wieder ihre Gränzen zu setzen weiß, daß sie so viele zahlreiche Arten von Raubthieren erhält, welche eben so viele Feinde dieser fruchtbaren Gattungen sind. Der Fortgang der Erzeugung und Verbreitung der Geschlechter wird beständig auf einer andern Seite durch ihre Zerstörung aufgehalten. Viele tausend Keime werden auf gewaltsame Weise erstickt, ehe sie sich nur zum Leben entwickeln, und die lebenden Thiere werden der Raub

von andern, oder indem sie selbst rauben, haben sie stärkere und listigere Raubthiere zu immerwährenden Feinden. Dieses Gesetz der Natur, wodurch sie ein stetes Gleichgewicht zwischen Tod und Leben, zwischen Zerstörung und Erhaltung, zu begründen sucht, verschafft uns die wahre Ansicht, wonach wir das Daseyn, die Sitten, und das Naturel der reissenden Thiere für eben so nothwendig zu beurtheilen haben, als es andre Thiere geben muß, die sich nicht vom Raube lebendiger Geschöpfe nähren. Es kann zwischen den Thieren keine solche Scheidewand bestehen, welche sie hindern würde, einander aufzuzehren, indem kein Geschlecht so wenig als ein Individuum für sich ganz allein bestehend vorhanden ist, und der Erhaltung des Geschlechts im grossen Umlaufe der Natur die Erhaltung des Individuums nachsteht.

Die Raubthiere zeichnen sich alle durch List, Muth, und eine grosse Reitzbarkeit, und Schärfe ihrer Sinne aus. Das Auge, das Gehör, und der Geruch sind bey den meisten sehr ausgebildet vorhanden. Ihre Bewegungen sind kräftig, gewandt und lebhaft. Je nachdem sie ihren Raub mehr auf die eine oder andere Art erlangen, haben sie auch verschiedene vorzügliche Waffen; bey allen aber sind nach Verhältniß die Gliedmassen stark und muskulös. Bey allen ist das Gebiss des Kiefers eine furchtbare Waffe. Sie bringen im Ganzen ihr Leben nicht so hoch, wie die pflanzenfressenden Thiere, weil der Gang ihres Lebens mit einer frühzeitigen Entwicklung beginnt, und bey der Wärme ihres Bluts rasche Epochen macht. Die meisten sind ungesellig, und leben gerne allein in Einöden und stillen Wildnissen. Nur während der Brunstzeit suchen sie ihres Gleichen auf, oder sie sammeln sich während dem Winter, wo sie der Hunger plagt, um allgemeine Streifzüge zu unternehmen. Sie bringen mehrere Junge zur Welt.

XXVI. D e r W o l f

Lupus. (Le loup.)

Die schädlichsten unter den reißenden Thieren unsers Erdtheils sind der Wolf und der Fuchs. Beyde gehören zu dem Geschlecht der Hunde. Ihre Geschichte macht aber mit Recht den Anfang unsrer einheimischen Raubthiere, während der eigentliche Hund (Haushund) unter den nützlichen Hausthieren steht.

Sonderbar ist die große Aehnlichkeit einerseits, und der Contrast andererseits zwischen dem Wolfe und Hund. Bis auf einige nicht sehr auffallende Verschiedenheiten gleichen beyde sich in ihrem Aeufsern. Aber sehr verschieden ist das Naturel beyder Thiere. Der Hund ist zwar auch zum Raube geneigt, aber zugleich ist kein Thier empfänglicher für solche Eindrücke, die dasselbe aus einem wilden Raubthiere zum sanftmüthigsten Hausthiere machen können. Der Wolf hingegen ist das grimmigste Thier unsers Erdstriches, und verräth seinen Hauptcharakter in einem unbezwinglichen Blutdurst.

Er ist in den meisten Ländern von Europa, in Asien, Afrika, und im nördlichen Amerika verbreitet. Sein Aufenthalt sind einsame, waldige Gegenden. Dort lauert er als ein gefährlicher Feind vorzüglich auf größere Thiere, und fällt diese entweder einzeln, oder truppweise mit unersättlichem Heißhunger an.

Nichts mangelt dem Wolf, um ihn nicht zu einem der furchtbarsten Raubthiere zu machen. Sein ganzer Körperbau ist fest und nervicht. Er besitzt vorzüglich in den Vorderfüßen, und in seinem Gebiß eine außerordentliche Stärke. Seine Bewegung besteht in einem gleichförmigen, aber schnellen Trab, oder Galopp, der ihn gar nicht zu ermüden scheint, seine Flucht begünstigt, und seine Verfolgung sehr erschwert. Er kann mehrere Tage hungern, und schweift rastlos auf allen Wegen umher, um sich seine Beute zu suchen. Wo er

durch Gewalt nichts vermag, wendet er List und Verschlagenheit an. Ein Thier, das ihm an Stärke gleich kömmt, oder überlegen scheint, verfolgt er lieber in Vereinigung mit seines Gleichen. Denn bey allen seinem Heifshunger fehlt ihm doch der Muth und die Entschlossenheit des ihm verwandten Hundes. Auf seinen Raub geht er mehr des Nachts, als bey Tag aus. Seine Sinne, Gesicht Gehör, sind vortrefflich. Vorzüglich gut aber ist sein Geruch, durch den er von Weitem lebendige Thiere sowohl, als das Aas ausspürt.

Er hat in einem Alter von zwey oder drey Jahren seinen Wachsthum vollendet. Das Weibchen wird nur einmal, und zwar im Winter läufig. Sie pflegt fünf oder sechs, bisweilen sieben oder acht, auch wohl neun Junge zu werfen, die anfangs blind sind. Trotz der Grausamkeit ihres Geschlechts hegt sie für dieselben doch viel Sorgfalt. Sie bereitet ihnen im Dickicht des Waldes ein Lager aus Moos, füttert sie bey zunehmendem Alter mit der Beute von Fledermäusen, jungen Hasen, Rebhühnern u. d. gl., und beschützt und vertheidigt sie mit unerschrockenem Muth, bis sie erwachsen, und für sich selbst stark genug sind.

Sein Alter bringt der Wolf auf fünfzehn bis zwanzig Jahre. Mit zunehmendem Alter bleicht sich sein Haar, und seine Zähne werden stumpf und abgenützt. Es giebt Wölfe von verschiedener Farbe. Die gemeinsten sind gelbbraun mit schwärzlichen Schattirungen an der Schnauze, Stirne, dem Nacken, auf dem Rücken, und an den Vorderfüßen. In nördlichen Gegenden finden sich weisse, und schwarze Wölfe, die den gemeinen an Stärke und Gröfse überlegen sind.

Er lebt nicht gerne gesellig, wie der Hund. Ein Trupp Wölfe vereinigt sich mit fürchterlichem Geheul, und meistens in der Absicht, entweder sich zu vertheidigen, oder um Jagd zu machen. Der Wolf und der Hund fliehen sich als Feinde; doch können sie fruchtbare Bastarde zeugen. Von dem letztern unterscheidet sich der Wolf durch einen etwas anders gebauten Kopf. Die Augenhöhle hat bey ihm eine etwas schiefe Lage, und seine Augenränder erscheinen abhängend. Sein Haar ist härter und dichter, sein Leib schwächig und muskulös.

Aufser dem Balge, der ein sehr gutes Pelzwerk giebt, wird von diesem Thiere wenig oder gar nichts benützt.

XXVII. D e r F u c h s.

Vulpes. (Le renard.)

Der Fuchs und der Wolf scheinen mehr Aehnlichkeit unter sich, als mit dem Hunde zu haben. Dieß gilt sowohl von ihrer äußerlichen Gestalt, als von ihrem Temperament, und ihren Sitten. Beyde Thiere haben ein sehr grausames Naturel, und zeigen eine im Ganzen unbezähmbare Wildheit. Nur die Art und Weise, wie beyde ihre räuberischen Anschläge ausführen, ist etwas verschieden; denn bey dem Wolfe geschieht meistens durch Gewalt, was der Fuchs durch List ausführt, an der er unerschöpflich ist, und wodurch er die meisten Thiere so übertrifft, wie der Haushund durch nützliche Gelehrigkeit es allen zuvorthut.

Er ist aber auch viel kleiner, und schwächer, als der Wolf, und richtet daher seine Angriffe meistens nur auf mindere Thiere. Er jagt auf Hasen, Kaninchen, Rebhühner, und stellt den Vögeln nach, deren Eyer er aus dem Neste nimmt. Ein gefährlicher Feind ist er dem zahmen Federvieh, welchem er auf alle Weise beyzukommen sucht. Er würgt ohne Maafs und Ziel, läßt sich durch keinen mißlungenen Versuch so leicht abschrecken, und schleppt, was er nicht verzehren kann, in seinen Bau, oder verbirgt es unter Gesträuch, in Gras und Moos. Seine Gefräßigkeit kennt keine Gränzen. Er raubt den Bienen das Honig, ist eben so lüstern nach Milch, Käse, und Obst, besonders Weintrauben, und verzehrt nach Umständen Fische, Krebse, Mäuse, Ratten, Schlangen, Eidexen, Kröten, selbst Heuschrecken und Käfer. Seinem Raub geht er mehr des Nachts, als bey Tage nach. Er fürchtet sich aber, wenn er Gefahr merkt, vor offenbaren Angriffen, lauert stets auf die beste Gelegenheit, ändert beständig seine Plane und sein Betragen, und flüchtet bey Annäherung eines Feindes eiligst in seinen Bau.

Diesen Bau legt er sich entweder selbst unter der Erde an, oder er vertreibt den Dachs aus dem seinigen. Am liebsten hält er sich an den Gränzen des Gehölzes, und in der Nähe bewohnter Oerter auf. In seinem Bau ist er ziemlich, nur nicht vor den Angriffen des Hundes sicher. So schnell er auch laufen kann, so flüchtet er sich doch zuerst in diesen Hinterhalt. Wenn er aber

in die Enge getrieben wird, dann beißt er nachdrücklich um sich, und vertheidigt sich herzhaft.

In einem Alter von achtzehn Monaten oder höchstens zwey Jahren hat der Fuchs, wie der Hund, seinen völligen Wachsthum erreicht. Die Füchsinn wirft jährlich einmal, und nur wenige Junge; vier bis fünf, selten sechs an der Zahl, welche blind sind. Sie bereitet ihnen in ihrem Bau ein Lager, und ist sehr besorgt, wenn man ihren Aufenthalt ausgespürt hat, indem sie dann also- gleich eines nach dem andern von Ort und Stelle trägt.

Der Fuchs hat, wie der Wolf, sehr scharfe Sinne, ein feines Gefühl, und einen vorzüglich guten Geruch. Seine Stimme ist biegsamer, und nähert sich mehr der Stimme des Hundes. Er klafft, und bellt, und hat verschiedene Töne in seiner Gewalt, die auf verschiedene Weise seine Leidenschaften, und Situationen ausdrücken. Er hat einen eigenen Ton, wenn er gejagt wird, und einen eignen der Traurigkeit, und des körperlichen Schmerzes, den er hören läßt, sobald er stark verwundet wird. Sein gewöhnliches, kurzes Bellen, das sich jederzeit mit einem hohen Pfauenlaut endet, läßt er im Winter am meisten hören; im Sommer, wo er das Haar verliert, scheint er fast stumm zu seyn. Er schläft nicht, wie der Hund und Wolf, so leise, daß er leicht geweckt werden kann. Wenn er schläft, so thut er es in der dem Hunde gewöhnlichen gekrümmten Stellung, wenn er aber blos ruht, so liegt er auf dem Bauche mit ausgestreckten Hinterläufen. In dieser Lage lauert er auch längs den Hecken auf die Vögel, welche bey seinem Anblick sogleich ein Geschrey erheben.

Der Geruch, den er von sich giebt, ist sehr stark, und widrig. Sein Alter bringt er gemeinlich auf dreyzehn bis vierzehn Jahre. Er läßt sich jung etwas zähmen, wird aber in der Gefangenschaft leicht traurig, und stirbt.

Vom Hunde unterscheidet sich der Fuchs durch seinen großen, dicken Kopf, schief geöffnete Augen, kleinere Ohren, einen nach Verhältniß größern Schwanz, und längers, zottiges Haar.

Man findet den Fuchs nicht nur in Europa, sondern auch in dem nördlichen, und mittäglichen Asien, in Afrika, und in Nordamerika.

In der Farbe wechseln die Füchse sehr stark ab, und sind in dieser Hinsicht den Einflüssen des Himmelsstriches fast eben so sehr unterworfen, wie die

zahmen Thiere. Der gewöhnliche Fuchs (Birkfuchs) ist rothbraun am Leibe. Bauch und Brust ist aschgrau, die Spitze der Ohren, der untere Theil der Füße, schwarz; die Spitze des Schwanzes weiß. Bisweilen findet man weiße Birkfüchse. Der *Brandfuchs* ist brauner von Farbe, und hat eine schwarze Schwanzspitze. Er ist kleiner. Der *Steinfuchs*, welcher nur in den nördlichen Gegenden zu Hause ist, hat eine aus gelbbraun mit grau vermischte, oder ganz weiße Farbe. Seine Füße sind etwas kürzer. Der schwarze Fuchs, der *Griesfuchs*, der *Korsak*, und *virginische* Fuchs sind Arten, an denen sich ebenfalls eine bleibende Abänderung der Farbe zeigt.

Das Winterpelzwerk des Fuchses wird nicht gering geachtet. Vorzüglich ist das Pelzwerk des schwarzen Fuchses, der in nördlichen Ländern wohnt, sehr geschätzt. Von seinem Fleische wird geringer Gebrauch gemacht.

XXVIII. D e r L u c h s.

Lynx. (Le lynx.)

Der Luchs gehört zu dem Katzengeschlecht. Er verräth dieß durch Gestalt, und Lebensweise. Von der Katze unterscheidet er sich durch einen längern Kopf, weite, lange, und spitze Ohren, an deren Ende ein dichter Haarbüschel gerade in die Höhe steht; höhere, und stärkere Beine, und einen kurzen Schwanz, den er hängend trägt. Sein Pelz ist gelblichgrau, mit braunen, undeutlichen Flecken.

Das Innere der Ohren ist weiß, Rand, und Haarbüschel schwarz. Der Schwanz ist weiß mit schwarzer Spitze. An den untern Theilen ist das Thier weißlich, oder hell melonenfarbig, und hat viele schwarze Flecken, die am Halse anfangen. An Gröfse nähert er sich dem Fuchse.

Ehedem war der Luchs in Deutschland nicht selten. Itzt findet man ihn am zahlreichsten in den nördlichen Ländern, wo große, einsame Waldungen mit Klüften und Höhlen zu seinem Aufenthalt sind. In südlichen Gegenden, mit Ausnahme des Neapolitanischen, ist er sparsamer anzutreffen; desto häufiger

in Norwegen, Schweden, Rußland, Pohlen, und den angränzenden Ländern, in dem nördlichen Asien durch ganz Sibirien, und die Tatarey bis ans schwarze Meer: eben so im nördlichen Amerika. Er liebt öde, gebirgige Waldgegenden, und verbirgt sich in Klüften und Höhlen, oder gräbt sich in deren Ermangelung einen tiefen Bau mit krummen Gängen.

Man unterscheidet in diesen Ländern den *gemeinen Luchs* (Wolfluchs) von der *Luchskatze*, welche kleiner, von hellerer Farbe, und mit deutlichern Flecken bezeichnet ist.

Der Luchs ist ein sehr schädliches Raubthier. Er stellt sowohl den kleinen als größern Jagdthieren nach. Er tödtet Federwild, Eichhörner, Marder, Wiesel, Hasen, und wagt sich sogar an wilde Katzen, Rehe und Hirsche etc. Er hat ein vorzüglich gutes Gesicht, einen scharfen Geruch, und besitzt Schlaugigkeit genug, um dem Wilde auf seinen Gängen und Wechseln nachzuspüren. Entdeckt er ein Wild, so nähert er sich ihm unvermerkt unter dem Winde, oder lauert auf einem Baum. Wenn dieses ihm nahe genug ist, so greift er es auf einem, oder nöthigen Falls mehrern Sätzen mit den Krallen fest an, würgt es an der Gurgel, saugt ihm das Blut aus, und verzehrt dann sein Fleisch. Was ihm übrig bleibt, verscharrt er auf den folgenden Tag. Er ist aus Hunger bisweilen so dreist, sich in die Dörfer zu wagen, und Hühner, ja Schafe und Ziegen aus den Höfen zu holen, wo er sich ein Loch eingräbt. Er raubt mehr des Nachts, als bey Tag.

Die Begattungszeit des Luchses ist im Februar. Das Weibchen bringt nach neun Wochen drey bis vier Junge, die in Dickichten, Höhlen u. d. gl. gefunden werden.

Er hat eine Stimme, die dem Geheul des Wolfes gleicht. Seine Bewegung besteht mehr in Gang und Sprung, als im Laufe, wozu er nicht aufgelegt ist. Sein Haar verändert die Farbe nach Beschaffenheit des Klima und der Jahreszeit. Die Winterfelle sind schöner, heller und dickhaariger, als die Sommerfelle. Sein Fleisch ist ungenießbar, wie von den meisten Raubthieren. Der Balg wird aber von den Kürschnern als ein schönes und kostbares Pelzwerk verarbeitet. Man fängt den Luchs in Fallen oder Schlagbäumen.

XXIX. D e r B ä r.

U r s u s . (L ' o u r s .)

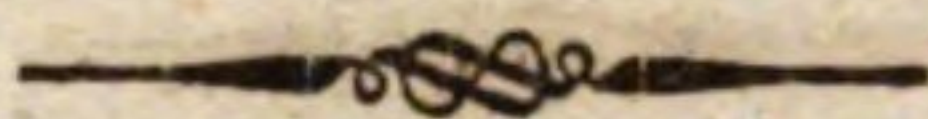
Der Bär ist das stärkste, und größte Raubthier unsers Erdtheils. An Wuth und Grausamkeit steht wenigst der Eisbär dem Wolfe nicht nach, und übertrifft ihn noch bey Weitem durch Muth und Entschlossenheit, wodurch er das furchtbarste Thier der kalten Zone wird. Man kann den Bären sehr leicht von andern Raubthieren unterscheiden. Er ist ein schwerfälliges Thier, und zeichnet sich vor allen durch seinen plumpen, zottigen Körper aus. Er hat einen länglichten, hinten dicken Kopf, verhältnißmässig kleine Augen, kleine, rundlichte Ohren, und einen kurzen Schwanz. Er tritt mit der ganzen Fußsohle auf, daher sind seine Füße kurz. Das Haar ist hart und glänzend. Die Farbe desselben variirt bey dem Landbären; doch kann man zwey Hauptfarben annehmen, die braune und schwarze. Der Eisbär ist ganz weiß.

Der *braune*, *schwarze*, *amerikanische*, und *Eisbär* sind vier verschiedene Arten. Von den erstern drey unterscheidet sich der letztere nicht blos durch die Farbe, sondern auch durch die Gestalt.

Der *braune* Bär bewohnt die nördlichen und mittäglichen Länder Europas und Asiens. Er hält sich auf den Gebirgen Pohlens, Ungarns, Savoyens, der Schweiz und Frankreichs, besonders den Pyrenäen auf. Er liebt bewaldete Einöden, und hält sich gerne bey Brüchen und Sümpfen, in Steinhau fen und Klippen auf, wo er seine besondern Wege hat.

Seine vorzüglichste Nahrung besteht in Fleisch. Er ist größern Thieren, wie Pferden, dem Rindvieh, Schafen, u. d. gl. so wie dem Rothwilde sehr gefährlich. Auch frisst er Aas, und vegetabilische Speisen. Vom Honig ist er, wie der schwarze Bär, ein großer Liebhaber.

Der *schwarze* Bär ist kleiner, als der braune. Er wohnt in den nördlichen Ländern Europa's und Asiens, und nährt sich vorzüglich von Vegetabilien, süßen Wurzeln, wildem Obst u. d. gl. Von Fischen verzehrt er die Köpfe. Seltner genießt er Fleisch.



Der *amerikanische* Bär, welcher in Nordamerika, auch in Mexiko, in Peru, und am Amazonenflusse gefunden wird, hat ein langes, glänzend schwarzes Haar, und einen längern, höhern Kopf, als der *europäische*; an den Wangen einen gelben Fleck. Er nährt sich, wie der *europäische* schwarze Bär, mehr von Vegetabilien, als von Fleisch, und soll dem Menschen nicht sehr gefährlich seyn. Sein Fleisch wird in Nordamerika frisch und geräuchert gegessen. Das Fett gebrauchen die Wilden. Die Häute werden stark nach Europa verführt.

Der Bär ist ein einsames Thier, das für sich abgesondert lebt. Doch halten sich Männchen und Weibchen zusammen. Den Winter bringt er, ohne zu erstarren, wie das Murmelthier u. a. in einer steten Ruhe zu. Große und alte Bären bleiben unter freyem Himmel, junge hingegen suchen unter einer hervorragenden Klippe ihre Zuflucht, oder sie begeben sich in Höhlen, und bereiten sich unter ausgehöhlten Baumwurzeln ein Winterlager von Baumzweigen und Moos, indem sie Zweige von den Bäumen abbrechen, selbe, so wie das Moos, zwischen den Vordertatzen auflesen, und auf den Hinterbeinen nach ihrer Wohnung tragen. Er geht öfters aufrecht, und bedient sich der Vorderfüsse zu seinen Waffen, um damit einen Feind zu umfassen oder niederzuschlagen. Im Laufe ist er nicht schnell, klettert aber mit großer Geschicklichkeit Bäume und steile Anhöhen hinan, von denen er nicht springt, sondern rücklings auf der andern Seite herunter steigt. Er kann gut schwimmen. Von seinen Sinnen ist vorzüglich der Geruch sehr gut. Seine Stimme besteht in einem Brummen oder Schnauben, welches er zuweilen im Zorne mit Zähneknirschen begleitet.

Man weiß nicht genau, wann sich die Bären begatten. Nach verschiedenen Beobachtungen fällt ihre Brunstzeit entweder ins Frühjahr, und die Weibchen sind neun und dreyßig, oder dreyßig, bis sechs und dreyßig Wochen trüchtig, oder sie paaren sich zu Ende Junius, und die Bärin wirft zu Anfang des Jäners, nachdem sie etwas über sechs Monate trüchtig war. Die schwarzen Bären begatten sich vermuthlich noch etwas später.

Die Bärin wirft eines bis drey Junge, welche eine Zeit lang blind sind. Sie bereitet ihnen in ihrer Höhle ein weiches Lager von Blättern und Moos, säugt dieselben, ohne einige Nahrung zu sich zu nehmen, so lange, bis sie das Winterlager verläßt. Sie folgen ihr auch nachher noch, und sie ist für sie sehr besorgt.

Der Bär wächst bis ins zwanzigste Jahr, und hieraus zu urtheilen, muß sich sein Alter ziemlich hoch belaufen.

Die Haut des Bären wird verschieden zu Mützen, Müffen u. d. gl. benutzt, Sein Fleisch ist nicht ungenießbar, und wird von den Lappen, und einigen sibirischen Völkerschaften, die von der Jagd leben, geschätzt. Die Taten des Bären sind ein bekannter Leckerbissen. Aus dem Fette wird ein gutes Oel bereitet.

Er wird ordentlich gejagt, oder in Fallen u. d. gl. gefangen. Die verschiedenen Nationen nördlicher Gegenden, wo der Bär zu Hause ist, suchen ihn auf mancherley, oft sinnreiche Weise in ihre Gewalt zu bekommen.

XXX. D e r E i s b ä r.

Ursus maritimus. (L'ours blanc.)

Der Eisbär unterscheidet sich von dem gemeinen Landbären durch einen verhältnißmässig längern und dünnern Kopf und Hals, kleinere Ohren und niedrigere Füße. Seine Zehen sind zum Theil durch eine Schwimmhaut verbunden. Der Schwanz ist sehr kurz; das Haar entweder milchweiß, oder gelblich.

Er ist ein Bewohner des nördlichen Polarzirkels, und auf den Küsten von Grönland etc. vorzüglich auf Spitzbergen, und den Inseln des Eismeeres zu Hause. Er lebt auf den grossen Eisfeldern, und Eisschollen, auf denen er sehr weit getrieben wird, und oft südwärts an den Küsten von Island, Norwegen, und Labrador ankömmt. Er geht nie tiefer ins Land.

Dieses Thier ist überaus gefräßig und raubgierig. Seine vorzüglichste Nahrung besteht in Fischen, Fleisch von Rennthieren und andern Thieren, Vögeln und ihren Eyern, jungen oder todten Robben, Wallrosen, und Wallfischen. Es gräbt Leichen aus, und fällt mit der größten Tollkühnheit Menschen an.

Das Weibchen des Eisbären bringt auf einmal nur ein Junges. Es beweist eine große Liebe zu seinen Jungen, und stirbt lieber, als sich davon zu trennen; diese folgen ihm überall nach.

Von Natur ist der Eisbär noch träger und langsamer, als der gemeine Bär. Im Schwimmen ist er sehr geübt, und er kann sogar untertauchen. Er hat eine tiefe Stimme.

Im Winter verbirgt er sich im Schnee, wo er sich Gruben macht.

Das Fleisch wird gegessen. Das Fett giebt einen Thran, der in den Lampen gebraucht werden kann.

XXXI. D e r D a c h s.

Taxus. (Le blaireau.)

Der Dachs ist eines von denjenigen Thieren, die sich eine Art künstlichen Baues unter der Erde machen, und fast mehrentheils unter derselben, als auf ihrer Oberfläche leben. Die Lebensart dieser Thiere scheint mit ihrem übrigen Temperament in gewissem Zusammenhange zu stehen. Wenigst ist der Dachs ein träges, ungeselliges, und finsters Thier. Sein Aufenthalt sind einsame, finstere Wälder. Dort gräbt er sich einen tiefen, unterirdischen Bau, aus dem er schwer zu bringen ist, und woraus ihn nur die dringendsten Bedürfnisse hervortreiben. Sein länglichter Körper, und seine starken, kurzen Pfoten, wovon vorzüglich die vordern mit langen, starken Krallen versehen sind, machen ihn dazu geschickt, tief unter die Erde zu graben.

Sein Bau besteht in dem Kessel, und zwey schiefen Röhren, welche letztern ihm zum Aus- und Eingange, und zur Flucht dienen. In diesem Baue bringt er wenigst drey Viertel seines Lebens zu. Bey dem geringsten Anschein von Gefahr flieht er eiligst dahin zurück, und wenn ihn die Hunde außer demselben treffen, so ist er verloren, weil er sich durch schnelles Laufen nicht zu retten vermag. Doch schützt ihn noch einigermaßen sein sehr dickes Haar. Er wirft sich, wenn er angegriffen wird, auf den Rücken, vertheidigt sich mit seinem starken Gebiß, und seinen gut bewaffneten Pfoten ungemein lebhaft, und mit einer sein zähes Leben bezeichnenden Ausdauer.

Man findet ihn in den mehresten Ländern von Europa, ausgenommen die nördlichsten; auch in Asien über das kaspische Meer hinaus bis China wird er angetroffen.

Seine Nahrung besteht in Fleisch, süßen Wurzeln, Obst, und Beeren. Das Weibchen sucht für ihre Jungen Kaninchen, junge Hasen, Mäuse, Eidexen, Schlangen, Heuschrecken, Wespenhonig u. d. gl. und stellt kleinen Vögeln und ihren Eyern nach. Er schläft mehr am Tage, und geht des Nachts auf seinen Raub aus.

Jeder Dachs hält sich zu einem Weibchen. Die Paarungszeit ist im November oder zu Anfang Dezembers. Das Weibchen trägt neun Wochen, und wirft im Februar gewöhnlich drey oder vier junge Dachse, die anfangs blind sind, und bey der Mutter bleiben, bis sie sich wieder paart. Diese macht ihnen aus Gras und Blättern in dem Kessel ihres Baues ein Lager, und holt ihnen, wenn sie etwas erwachsen sind, oft mit Gefahr des Nachts ihr Futter.

Man kann den Dachs, jung gefangen, sehr leicht zähmen. Er frisst wenig; die Ruhe macht ihn aber doch, vorzüglich im Herbste, überaus fett. Sein Balg ist immer fettig, und unrein. Er scheut die Kälte, und ist häufig der Krätze unterworfen.

Eine Eigenheit vom Dachs ist die besondere Oeffnung, die sich neben dem After desselben befindet, welche eine klebrige Feuchtigkeit enthält, die er gerne aufsaugt.

Von Farbe ist er weißgrau, und schwarz melirt. An jeder Seite der Schnauze fängt hinter der Nase ein schwarzer Streifen an, der über die Augen und Ohren geht, und sich am Halse verliert. Kinn, Brust, Bauch, und Füße sind schwarz.

Das Fleisch des Dachses ist nicht ungenießbar; das Fett in den Apotheken eingeführt. Von dem Balge wird wenig Gebrauch gemacht.

XXXII. Der Vielfraß.

Taxus gulo. (Le glouton.)

Man kann den Vielfraß mit keiner andern Art von Thieren besser vergleichen, als mit dem Dachse. Er hat mit diesem die meiste Aehnlichkeit sowohl in Gestalt als Sitten, und man rechnet ihn daher füglich mit demselben unter ein eigenes Geschlecht, das ein Mittel zwischen dem Bären und den Marderarten zu bilden scheint. Er ist größer, als der Dachs, aber nicht so dick vom Leibe. Seine Beine sind kürzer, als beym Bären, sehr dick, stark, und zottig. Der Schwanz hat mit den zottigen Haaren beynahe die Länge der Hinterschenkel. Die Schnauze ist länglich, und dicker als beym Bären, der Kopf stark, am Scheitel gewölbt; die Augen sind klein, die Ohren kurz, und abgerundet. Die eigentliche Farbe dieses Thiers ist ein kastanienbraun. Die Farbe der Schnauze ist schwarzbraun. Hinter den Augen bis an die Ohren zeigt sich ein mondförmiger, weißgrauer Flecken. Auf den Schultern, und an den Seiten wird das Haar heller. Auf dem Rücken ist es sehr dunkel, und glänzend, und bildet einen fast herzförmigen Fleck, der sich gegen den Schwanz hin verdünnt. Am untern Theil des Leibes von der Kehle bis zum Schwanze ist die Farbe schwarz, eben so an den Füßen und dem Schwanze selbst.

Der Vielfraß lebt in dem nördlichen Europa und Asien, und kömmt vorzüglich in Norwegen, Schweden, Lappland, und Sibirien vor. Man findet ihn in gemäßigten, bebauten Gegenden nicht mehr. Er liebt felsigte und wüste Oerter zu seinem Aufenthalt. Die Wohnungen der Menschen flieht er von Weitem, streift ohne ein beständiges Lager umher, und liegt auf dem Schnee.

Er raubt vorzüglich des Nachts, und streift zu jeder Jahreszeit, vorzüglich den ganzen Winter durch umher, ohne durch sein Fett träge oder müde zu werden. Wenn er Beute macht, so thut er dieß nur aus einem Hinterhalte. Er lauert auf den von den Elenthieren gesuchten Fußsteigen auf Bäumen, lockt die Rennthiere durch herabgeworfenes Moos herbey, springt an sie, während sie unter ihm weiden, herab, und tödtet und zerreißt sie mit Zähnen und Krallen. Im Winter lebt er vorzüglich von ausgegrabenen Mäusen, Hasen und Berg-

hühnern, die schaarenweise unter dem Schnee sich Gänge machen. Er gräbt auch todte Körper aus, und sucht die Spur der Wölfe, und Füchse, um an ihrem Raube einen Theil zu erhaschen. Was er nicht verzehren kann, verbirgt er an sichern Orten. Er greift nie einen Menschen an, vertheidigt sich aber mit der größten Wuth, wenn er angegriffen wird. Die Hunde fürchtet er gar nicht; ja er greift diese wohl selbst an. Am Meisten muß er sich auf seine Stärke verlassen, denn im Laufe ist er gar nicht schnell, und kann sogar von dem Jäger eingeholt werden. Doch läuft er lange, und weit. Wenn er kann, so rettet er sich auf einen Baum, wo nicht, vertheidigt er sich wie der Dachs auf dem Rücken mit Zähnen und Krallen.

Er begattet sich im Herbst. Das Weibchen soll im Frühling gewöhnlich zwey, selten drey Junge werfen, und dann in Felsenhöhlen, hohlen Baumstämmen oder in verlassenen Dachsbauen verborgen liegen.

Der Vielfraß ist ein schlaues Thier. Jung kann man denselben leicht zähmen, und er nimmt dann die possierlichen Gewohnheiten des Bären an.

Es ist gewiß, daß er heftig stinkt, wenn er von Hunden gejagt wird.

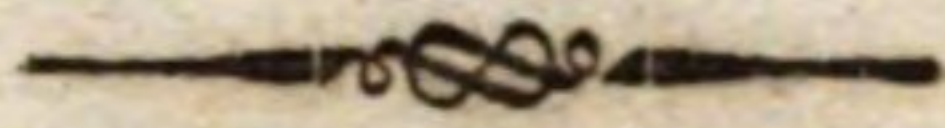
Die Sage von der Gefräßigkeit dieses Thieres ist eine Fabel, welche vielleicht von seiner bey den schwedisch redenden Lappen üblichen Benennung *Fijällfras* (im Deutschen *Vielfraß*) herrührt.

Das Fell des Vielfraßes ist lange nicht so kostbar und schön, als vom Zobel, und ähnlichen Thieren, weil das Haar fast borstig, lang und grob ist. Doch wird es sonst geschätzt.

XXXIII. D e r F i s c h o t t e r.

Lutra. (La loutre.)

Der Fischotter ist eines von denjenigen Thieren, die ihren Aufenthalt nahe am Wasser haben, und ihre Hauptnahrung in demselben finden, obwohl sie zu den eigentlichen Landthieren gezählt werden müssen, deren organischer Bau



einen langen Aufenthalt unter dem Wasser nicht zulässt. Er ist, wie alle Thiere dieser Art, mit Schwimmhäuten an den Füßen versehen, und kann sehr gut schwimmen. Wenn er aber untertaucht, so verweilt er nie zu lange unter dem Wasser, sondern kömmt bald wieder hervor, um Athem zu schöpfen. Ein Hinderniß, das ihn unter Wasser hält, macht auch seinem Leben ein Ende, welches der Fall ist, wenn er sich z. B. in eine Fischreuse verwickelt.

Seine vorzüglichste Nahrung besteht in Fischen, Fröschen, auch Krebsen, kleinen Vögeln, und Wassermäusen. Im Nothfall begnügt er sich mit zarten Zweigen, Rinde, und jungem Gras. Die Fische holt er aus der Tiefe des Wassers, und verzehrt sie auf dem Lande. Er tödtet mehr Fische, als er verzehren kann, und fügt den Fischteichen grossen Schaden zu.

Am liebsten raubt er in der Nacht; am Tage hält er sich verborgen. Seinen Aufenthalt nimmt er an Bächen, Flüssen, Teichen, und Seen mit süßem Wasser. An den Ufern derselben hat er in gewissen Entfernungen verborgene Baue, die er auf seinen Stunden und Meilen weiten Streifereyen besucht.

Er ist ein sehr schlaues Thier, zwar wild und grausam, aber doch zu zähmen. Gegen die Hunde setzt er sich mit seinem starken, und scharfen Gebisse zur Wehre. Doch wird er von dem Biber verjagt.

Er begattet sich im Hornung. Das Weibchen wirft nach neun Wochen drey bis vier mißgestaltete Junge, die sie unter den hohlen Ufern auf ein Lager bringt, und sechs bis acht Wochen säugt.

Das Haar des Fischotters ist kurz, stark, glatt, und sehr glänzend. Die Farbe ist hellkaffeebraun. Brust und Bauch sind graulich. Der Winterbalg ist brauner, als der Sommerbalg, und höher geschätzt.

Er ist in ganz Europa, und auch im nördlichen Asien und in Nordamerika verbreitet. Sehr häufig ist er in Canada.

Man fängt ihn am besten mit dem Tellereisen. Sein Fleisch wird gegessen, und sein Balg von den Kürschnern verarbeitet.



XXXIV. Der Sumpfotter.

Lutra minor.

Der Sumpfotter (Nörz) ist ein kleines Thier, das in seiner Gestalt ziemlich dem Marder ähnelt, und sich auch diesem Geschlecht zu nähern scheint. Er bewohnt den nördlichen Theil von Europa, und Amerika, wird itzt selten in Deutschland, und mehr in Pohlen, Finnland, und Rußland angetroffen.

Seinen Aufenthalt hat er, wie der Fischotter, an den Ufern der Bäche und anderer Gewässer, besonders in waldigten Gegenden.

Er nährt sich vorzüglich von Fröschen und Krebsen, und wird daher in Sibirien nicht gefunden, dessen Gewässer hieran Mangel haben. In seiner übrigen Lebensart kömmt er ziemlich mit dem Fischotter überein.

Er macht sich an den Ufern der kleinen Waldbäche, die er bewohnt, eine Höhle, oder bereitet sich zwischen dem Baumwurzeln am Wasser sein Lager. In diesem findet man zur Frühlingszeit die Jungen bis zu sieben an der Zahl.

Die Farbe des Balges ist braungelb. Die Spitze der Schnauze, und die Kehle sind weiß. Der Schwanz ist mit längern Haaren besetzt. Das Thier ist so groß wie ein Iltis.

Man fängt den Sumpfotter wegen seines Balges, welcher zur Winterszeit schlechten Zobelfellen ähnlich ist, und ziemlich theuer verkauft wird. Man schätzt diesen aber doch weniger hoch, als vom Fischotter. Zur Sommerszeit wird er grauer und heller, indem die langen Haare ausfallen, und dann hat er wenig Werth.

XXXV. D e r M e e r o t t e r

Lutra marina.

Der Meerotter gehört nicht eigentlich zu unsern einheimischen Thieren. Da er aber doch von dem gemeinen Otter nicht wesentlich verschieden ist, und mit diesem in allen Kennzeichen des Geschlechts völlig übereinkömmt, so können wir füglich mit ihm die Geschichte der Otter beschließen.

Er bewohnt die Küsten des Meeres, welches Asien von Amerika trennt, und wird am häufigsten auf den Inseln in demselben gefunden. Im Winter liegt er am Meeresufer oder auf dem Eise, welches ihn bey anhaltendem Ostwinde häufig von den Inseln nach der Westküste von Kamtschatka bringt. Im Sommer steigt er in die Flüsse, und Landseen mit süßem Wasser hinauf; in den wärmsten Tagen sucht er kühle und schattige Thäler. Er vermeidet aber allzeit Oerter, wo sich Robben, Seelöwen, und Seebären aufhalten. Von den Ufern entfernt er sich niemals weit, damit er schnell wieder das Wasser erreicht.

Er kann schnell laufen, aber noch besser schwimmen. Er schwimmt bald auf dem Bauche, bald auf der Seite, bald auf dem Rücken, und kann sich auch im Wasser aufrecht halten. Er taucht wie die Robben und Wallfische unter, bleibt aber nicht lange unter Wasser. Wenn er aus demselben geht, so schüttelt er sich gleich dem Hunde; er putzt sich mit den Vorderpfoten, und legt sich krumm, wie der Hund.

Seine Nahrung besteht in allerley Fischen, Seekrebsen, Muscheln, Schnecken, Blackfischen. Im Nothfall frisst er auch Fleisch und Tang, Früchte, die vom Meere ausgespült werden, und selbst Meergras. Er sucht seine Nahrung zur Zeit der Ebbe, wenn das Meer niedrig ist.

Jedes Männchen hält sich zu einem Weibchen, dem es getreu im Wasser und auf dem Lande folgt. Er begattet sich zu allen Zeiten. Das Weibchen soll acht bis neun Monate trächtig seyn. Es gebärt am Lande ein Junges, höchst selten mehrere. Dieß hat gleich nach der Geburt alle Zähne. Die Mutter säugt es, und behält es bey sich, bis es das erste Jahr überlebt hat.

Sie trägt es, wenn sie geht, im Maule, hält es, wenn sie auf dem Rücken schwimmt, zwischen den Vorderpfoten, wirft es mit denselben bisweilen spielend in die Höhe, fängt es wieder, und läßt es ins Wasser, um es zum Schwimmen zu gewöhnen. Wenn es müde ist, nimmt sie dasselbe, und scheint es zu küssen. Ihre Liebe zu ihren Jungen ist ungemein. Sie läßt solche, wenn sie verfolgt wird, nie aus dem Maule, folgt dem, der sie ihm nimmt, mit Winseln, verläßt den Ort nicht, wo sie selbe verloren hat, trauert und frist nichts mehr.

Die Meerotter sind lebhafte und schlaue Thiere, nicht wild, aber furchtsam. Sie spielen gerne, und machen allerley Possen. Sie umarmen sich mit den Vorderfüßen, wie die Menschen, liebkosen sich, und sind stets unter sich enig. Ihr Geschrey gleicht dem Winseln kleiner Kinder. Ihr Gesicht ist bey Weitem nicht so gut, als der Geruch, und das Gehör. Einen Feind spüren sie durch den Geruch aus. Sie erreichen vermuthlich ein ansehnliches Alter.

Die Farbe des Haares ist schwarz; es giebt auch schwarzbraune, und silberweifse Meerotter, wovon die letztern jedoch sehr selten sind. Der Schwanz ist den vierten Theil so lang, als der Körper.

Man stellt den Meerottern sehr stark wegen ihres kostbaren Balges nach. Sie werden auf verschiedene Art gefangen, und pflegen im Schlafe, oder müde gemacht, gestochen, wenn sie ans Land kommen, mit Keulen todtgeschlagen, oder in Netzen gefangen zu werden. Ihr Fleisch ist unschmackhaft. Die Bälge gehen häufig nach China; in Kamtschatka trägt man Gebräme davon an Kleidern.

XXXVI. D e r M a r d e r.

Mustela. (L a m a r t e,)

Unter den kleinern Raubthieren unsers Erdtheils zeichnen sich vor allen die Marder durch ihren schlanken, langgestreckten, vorne und hinten gleich dicken Körper mit kurzen Füßen, ihre List und Gewandtheit, und ihre Grausamkeit aus. Sie klettern und springen mit großer Leichtigkeit, haben einen hüpfenden

Gang, und gehen des Nachts auf ihren Raub aus, indem sie sich des Tags in verborgenen Schlupfwinkeln aufhalten.

Man zählt unter dieses Geschlecht mehrere Thiere, wie den Zobel, den Iltis, das Hermelin, und Wiesel, die alle eine große Aehnlichkeit miteinander haben, aber doch sowohl in Gestalt als Lebensweise in manchen Stücken von einander abweichen, und es daher auch nöthig machen, sie eigens zu betrachten, mithin ihre Geschichte zu trennen.

Unter dem Namen Marder kommen zwey sich sehr ähnliche Thiere vor, die aber nicht einerley Art ausmachen, sondern wegen der Verschiedenheit ihres Vaterlandes, und Aufenthalts, so wie anderer Abweichungen, als zwey verschiedene Arten desselben Geschlechts betrachtet werden müssen, nämlich der *Hausmarder* (Steinmarder) und der *Baummarder* (Feldmarder.)

Der Hausmarder,

Mustela foina. (La fouine.)

ist in den gemäßigten, oder südlichen europäischen Ländern gar nicht selten. Er ist in Deutschland, England, Frankreich etc. überall zu Hause. In den nördlichen Gegenden aber ist er nirgends anzutreffen.

Er hat seinen Aufenthalt in Klippen, altem Gemäuer, Steinhaufen, Scheunen, Ställen, und selbst Wohnhäusern, wo er einen Schlupfwinkel findet. Des Nachts geht er auch in Holzungen.

Seine Nahrung besteht in allen Arten von Mäusen, Maulwürfen, kleinen Vögeln, Fröschen u. d. gl. Am liebsten raubt er zahmes Geflügel, und dessen Eyer, die er wegträgt, ehe er sie aussäuft. Im Sommer frisst er auch Obst. Er erwürgt allzeit mehr, als er verzehrt.

Das Weibchen scheint mehr als einmal jährlich trächtig zu werden; denn man findet vom Frühling bis in den Herbst Junge. Die jüngern Weibchen werfen drey bis vier, die ältern bis sieben Junge. Sie haben unter dem Heu oder Stroh, unter Reisholz, in Steinklippen, oder im Gemäuer ein selbst bereitetes Lager von Heu, Stroh, und Moos. Sobald sie beunruhiget werden, verlassen sie ihr Lager, und bringen die Jungen in Sicherheit.

Der Hausmarder ist in einem Jahre erwachsen; sein Alter erstreckt sich also vermuthlich nur auf acht, höchstens zehn Jahre. Er läßt sich jung gefan-

gen, etwas zähmen, zeigt aber, wie die Eichhörnchen, eine beständige Heftigkeit und Unruhe in seinen Bewegungen, die ihn oft mehrere Tage lang stets angestrengt erhält, so daß er dagegen wieder zwey bis drey Tage in Einem fort schläft. Er entwischt gerne, und weiß sich leicht von seinen Banden los zu machen. Wenn er schläft, legt er sich, wie die Hunde, rund zusammen. Den Katzen ist er sehr feind. In seiner Physiognomie zeigt er übrigens viele Feinheit. Er hat lebhaft, glänzende Augen, und verräth in seiner Geschmeidigkeit und Leichtigkeit den Charakter seines Geschlechts, welches arglistig raubt, und blutdürstig mordet.

Die Farbe dieses Thieres ist am Kopfe röthlichbraun, der übrige Theil des Leibes ist von einer aschfarb, inkastanienbraun, und schwarz spielenden Farbe. Der Schwanz und die Füße sind schwarz, der Bauch ist dunkelbraun; Kehle und Brust sind weiß. Der Schwanz ist lang und stark behaart. Im Winter kömmt er bisweilen ganz weiß vor.

Sein Auswurf hat einen bisamartigen Geruch, der von einer Feuchtigkeit herrührt, die sich aus zwey am After liegenden Drüsen absondert.

Man verfolgt ihn wegen des Schadens, den er stiftet, und um des Balges willen, der, vorzüglich wenn der Fang im Winter geschieht, ein brauchbares Pelzwerk liefert.

XXXVII. D e r B a u m m a r d e r.

Mustela martes. (L a m a r t e.)

Der Baummarder ist vorzüglich ein Bewohner der nördlichen Gegenden. Er ist häufig in Lappland, Schweden, Norwegen, Rußland, Sibirien, und eben sowohl im nördlichen Asien und Amerika, als Europa zu Hause, Doch erstreckt sich sein Aufenthalt nicht in die nördlichsten Theile. In gemäßigten Ländern, wie Deutschland, Frankreich, Ungarn etc. kömmt er zwar auch vor, aber seltener. In warmen Gegenden ist er gar nicht zu finden.

Er sucht die dicksten, vorzüglich aus Nadelholz bestehenden Waldungen zu seinem Aufenthalt, entfernt sich von bewohnten Gegenden, und läßt sich selten auf freyem Felde sehen. Er durchstreift die Wälder, klettert auf die Bäume, und lebt von der Jagd. Er raubt mehr bey Nacht, als des Tages, und liegt den Tag über in hohlen Bäumen, den Nestern der Eichhörner, oder den Horsten der Raubvögel und Krähen,

Der gefährlichste Feind ist er den Vögeln. Er tödtet eine unzählige Menge von Vögeln, und saugt ihre Eyer aus. Eichhörnchen, groſse Feld- und Haselmäuse sind nicht minder seine Lieblingsnahrung. Er frißt auch Obst, und Honig. Im Winter besucht er, vom Mangel getrieben, die Hühner- und Taubenhäuser, und richtet oft unter Hühnern und Tauben die fürchterlichste Niederlage an, indem er Alles erwürgt, ohne mehr als etwa ein Stück mitzunehmen, und zu verzehren.

Das Weibchen bereitet für ihre Jungen nicht gerne selbst ein Lager, sondern vertreibt die Eichhörnchen aus ihrem Neste, oder bedient sich der Horste von Raubvögeln, und bequemer Baumhöhlungen, woraus es die Vögel vertrieben hat. Die Paarungszeit ist im Februar. Es geht neun Wochen trüchtig, und wirft sechs bis acht Junge, welche anfangs blind sind, und schnell heranwachsen. Die Mutter bringt ihnen, sobald sie etwas älter werden, Vögel und Eyer, dann aber führt sie dieselben mit auf die Jagd.

Wenn der Baummarder gejagt wird, flüchtet er sich sogleich auf einen Baum, bleibt aber nicht lange, sondern springt von einem Baum zum andern, ehe er sich verbirgt, oder wieder herunter geht.

Er unterscheidet sich vom Hausmarder durch einen etwas kürzern Kopf, und ein wenig längere Beine. Von Farbe ist er an der Schnauze, dem Rücken, Bauche, und Schwanz, dunkel- und kastanienbraun. Die Füſse sind schwarzbraun. Kehle und Brust sind gelb. Sein Auswurf riecht bisamartig.

Das Pelzwerk des Baummarders ist, besonders in kalten Gegenden, dem des Hausmarders weit vorzuziehen, und kömmt an Güte dem des Zobels nahe. Das Fleisch ist in Frankreich eßbar.

XXXVIII. Der Zobel.

Mustela zibellina. (La zibeline.)

Der Zobel bewohnt die nördliche Erde, und hält sich vorzüglich in den Wäldern des uralischen Gebirgs im nördlichen Lande der Baschkiren, in Sibirien, und dem östlichen äußersten Winkel von Asien und der Halbinsel Kamtschatka auf. Er wird aber itzt daselbst, so wie in andern nördlichen Gegenden Asiens, wo er ehemals sehr häufig war, in bey Weitem geringerer Anzahl angetroffen, und hat sich nun ausschliessend in die von Menschen entferntesten, einsamsten, grossen Wälder, und waldigen Alpen jener Gegenden zurückgezogen.

Er liebt zu seinem Wohnplatz die dichtesten, verlassensten Wälder, und gebirgige Gegenden. Je wüster, kälter, und gebirgiger Sibirien wird, desto häufiger, und schöner wird der Zobel daselbst gefunden. Bey heller, stiller Witterung, besonders des Nachts, streift er beständig in den Wäldern, und auf den Bäumen herum, und sucht seine Nahrung; bey stürmischer Witterung aber liegt er still im Neste, und im tiefsten Schlafe.

Am liebsten hält er sich in hohlen Baumstämmen auf. Selten macht er sich eine Höhle an den Wurzeln, und bereitet sich auf hohen, mit niedergefallenem Strauchwerk bedeckten Bergen einen Schlupfwinkel zwischen den Stämmen und Wurzeln, der von den Jägern kaum zu zerstören ist. Bisweilen bedient er sich eines auf Baumzweigen angelegten Eichhornnestes, das mit dem reinsten und weichsten Moose bedeckt ist, neben welchem er manchmal noch zwey Höhlen anlegt, wovon ihm die eine zur Vorrathskammer, die andere zur Hinterlegung seines Unraths dient.

Seine Nahrung nimmt der Zobel sowohl aus dem Thier- als Pflanzenreich. Er sammelt die Beeren von den Ebereschen, Preiselbeeren u. d. gl. Am meisten liebt er Erdbeeren, und geht oft in die für Waldhühner mit Beeren aufgestellten Fallen. Er jagt gemeine Alpenhasen, Eichhörner, Mäuse aller Art, Haselhühner, Birkhühner, ja sogar Auerhühner, die er des Nachts überfällt. Ausserdem raubt er mancherley Vögel aus dem Neste, und benagt in Ermangelung anderer Beute die in Fallen frisch gefangenen todten Thiere, durch

deren Lockspeise er selbst gefangen wird. Er folgt auch der Spur des Bären, Vielfrasses und Wolfes, um einen Theil ihrer Beute zu erhaschen.

Die Begattungszeit fällt in den Januar und April. Das Weibchen wirft in dem bereiteten Neste zwey bis drey, selten vier, und noch seltner fünf Junge, welche von den Jägern oft lebendig ausgenommen werden. Die Zahl der Jungen soll nach dem Alter der Mutter verschieden seyn, und mit demselben wachsen.

Man kann den Zobel, wenn er jung aufgezogen wird, zahm machen. Er ist dann gar nicht tückisch, spielt vertraulich mit bekannten Leuten und gewöhnt sich wie die Eichhörner an der Kette herum zu laufen. Allein an einem einsamen Orte, und ohne Aufsicht artet er leicht wieder zu einer gewissen Wildheit aus. Die alten sind immer wild, und beißig.

So ein schönes und edles Fell der Zobel hat, mit so viel Behendigkeit, List, und vorzüglichem Instinkt ist er begabt. Er bezwingt die viel größern Hasen mit Leichtigkeit, und soll auch den sibirischen Hermelinen und Wieseln gefährlich seyn. Im Schlafe liegt er mit zusammengerolltem Körper. Er sucht sein schönes Fell immer trocken zu erhalten, und scheut die Nässe. Im Zorne brummt er, und keift wie junge Hunde. Hungrig, geschreckt, oder erbittert schreyt er wie eine Aelster, nach Art des Marders. Er hat einen sehr bisamartigen Geruch.

Die Farbe des Leibes ist kastanienbraun, die Stirne weißlich, die Kehle aschgrau. Die Hauptfarbe wechselt aber nach Verschiedenheit der Jahreszeit, und geht des Sommers in ein schwarz, gegen den Herbst aber in ein glänzend braunroth über. Die Güte des Balges ist nach der Zeit des Fanges, und nach dem Aufenthalt des Thieres sehr verschieden. Am besten ist er mitten im Winter.

Der Zobelfang ist zu einer größern Vollkommenheit gediehen, als irgend eine andere Art von Jagd. Er wird größtentheils von sibirischen Völkerschaften, Wogulen, Ostjaken, Tungusen, Jakuten, Buräten, den kamtschatkischen Einwohnern, und den Ansiedlern aus Rußland getrieben, welche ihren Tribut in Pelzwerk liefern müssen. Der größte Reichthum von Sibirien besteht in diesem Pelzwerke des Zobels, welches an die Vornehmen in Rußland, nach der Turkey, und Pohlen, dem übrigen Europa und nach China verhandelt wird. Das Fleisch des Zobels, wird von den sibirischen Völkerschaften für wohl-schmeckend gehalten.

XXXIX. Der Iltis.

Mustela putorius. (Le putois.)

Der Iltis gleicht in vielen Stücken dem Hausmarder. Er hält sich, wie dieser, in der Nähe bewohnter Oerter, in Häusern, Scheunen, Ställen, altem Mauerwerk u. d. gl. auf. Den Häusern nähert er sich vorzüglich im Winter, und lebt des Sommers auf freyem Feld und in den Wäldern, in Kaninchenhöhlen, Felsenritzen, und hohlen Baumstämmen. Er ist ein Thier des gemäßigten Europa, und in den nördlichsten Gegenden nicht minder selten, als in den südlichsten.

Er geht blos des Nachts auf den Raub aus, und stellt vorzüglich den Vögeln und ihren Eyern nach. Er streift in den Wäldern herum, erklettert die Bäume, um Vogelnester zu suchen, und macht beständige Jagd auf die Feldhühner, Fasanen u. d. gl. Eben so schleicht er in Hühnerhöfe und Taubenschläge, wo er alle Hühner und Tauben todt beißt, die er habhaft werden kann, sie dann wegträgt, oder ihnen das Gehirn ausfrisst. Die Eyer säuft er aus, wo er sie findet. Er bekriegt ferner die Kaninchen, die vor ihm selbst in ihren unterirdischen Wohnungen nicht sicher sind; Hamster, Maulwürfe, und Feldmäuse sind ebenfalls seine Beute. Im Winter sucht er in Quellen, Bächen, und Teichen, wo er eine Oeffnung im Eise findet, Frösche und Fische. Er geht auch in die Bienenstöcke, und verwüstet sie des Honigs wegen, das er sehr liebt.

Die Brunstzeit der Iltisse ist im Februar. Die Männchen streiten sich um die Weibchen. Diese sind neun Wochen trächtig, und werfen sechs bis sieben Junge an einsamen stillen Orten, in Gebäuden, hohlen Bäumen etc. welche von ihnen lange gesäugt werden, und erst gegen den Herbst die Mutter verlassen, um sich selbst zu ernähren.

Der Iltis ist etwas kleiner, als der Hausmarder, hat einen dickern Kopf mit spitzigerer Schnauze, kürzern Schwanz, und dickers, schwärzers Haar. Seine eigentliche Farbe ist dunkelkastanienbraun, welche Farbe nach der am Leibe verschiedenen Dichtigkeit des Haares dunklere oder lichte Schattirungen macht.

Die Gegend um die Augen, die Spitze der Schnauze, und der Rand der Ohren sind weiß.

Er zeichnet sich vor andern Thieren seines Geschlechts durch den unerträglichen Geruch aus, welcher von eben der Drüsenfeuchtigkeit herrührt, die bey andern Arten bisamartig riecht, und allzeit dann stärker ist, wenn das Thier erhitzt, oder aufgebracht wird.

Sein Fell ist wegen des ihm anhängenden widrigen Geruchs weniger geachtet, als es seyn könnte, wird aber doch von den Kürschnern verarbeitet.

XXXX. Das Wiesel.

Mustela vulgaris. (La belette.)

Das gemeine Wiesel und das Hermelin unterscheiden sich von den vorhergehenden Arten hauptsächlich durch ihre Grösse. Beyde sind kleiner, als der Iltis, der Haus- und Baummarder; ihr Haar ist nicht so lang, und schön. Beyde haben unter sich die größte Aehnlichkeit sowohl in Gestalt, als Sitten und Lebensart. Beyde verändern zur Winterszeit vorzüglich in kalten Ländern ihre Farbe.

Das gemeine Wiesel ist jedoch kleiner, als das Hermelin, hat einen etwas längern, platt gedrückten Kopf, und kürzern Schwanz. Sein Pelz ist rothbraun, der untere Theil des Leibes weiß, die Schwanzspitze gelblich. Die Füße sind mit dem Rücken gleichfarbig. Auch hat das Hermelin eine schwarze Schwanzspitze, die sich mit der Farbe des Thieres nicht verändert. Es wird, wie dieses im Winter weiß, jedoch nur in den nördlichen Gegenden.

Sein Vaterland sind die kältesten, sowohl als gemäßigten und warmen Länder von Europa, und Asien. Es wird in Deutschland ziemlich häufig gefunden, und hält sich sowohl im Freyen, an den trockenen Ufern der Bäche und Flüsse in der Nachbarschaft von Mühlen, in Hügeln, Klippen und Gebüsch, oder hohlen alten Weidenbäumen auf, als auch, vorzüglich im Winter, in den Wohnungen auf Kornböden und Scheunen. In diesen Schlupfwinkeln hekt es seine Jungen, denen es ein Lager aus Gras, Stroh, Blättern u. d. gl. bereitet. Das Weibchen wirft im Frühjahr sechs, acht und mehrere Junge, welche gleich den Iltissen, Haus- und Feldmardern blind gebohren werden, und ihren Wachsthum schnell vollenden. Sie begleiten die Mutter anfänglich auf die Jagd.

Die Nahrung des Wiesels besteht in kleinen, oder jungen Vögeln, und in allen Arten von Ratten und Mäusen, denen es gefährlicher ist, als die Katzen, weil sie selbe in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen kann; ferner jungen Hasen und Kaninchen, auch Schlangen. In Hühnerhäusern tödtet es die jungen Küchlein mit einem Biss ins Genick, und schleppt eines nach dem andern weg. Die Eyer der brütenden Hühner, Tauben, Fasanen, Rebhühner u. d. gl. trägt es ebenfalls weg, und säuft sie mit Gierigkeit aus. Honig frisst es nicht, wie der Iltis, und Baummarder. Es bringt mehr um, als es auf einmal verzehren kann, und häuft die gemachte Beute zusammen.

Es läßt sich jung auferzogen wohl zähmen, und wird dann sehr artig, und spiellustig, ohne die geringste Tücke merken zu lassen; doch bemerkt man sowohl an diesem Thiere, als an dem ihm ähnlichen Hermelin einen vorzüglichen Grad von Wildheit. Es schläft hey Tag, und raubt des Nachts. Seine Stimme besteht in einem scharfen, rauhen Ton, der Zorn auszudrücken scheint, sein Gang besteht in lauter kurzen, schnellen Sätzen. Wenn es einen Baum ersteigen, oder einen Vogel haschen will, thut es einen Sprung, der es mehrere Schuh erhebt. Seine Bewegung ist jederzeit still und geräuschlos. Ein vorzüglich widriger Geruch ist dem Wiesel, wie andern Arten dieses Geschlechtes eigen und besonders bemerkbar, wenn es verfolgt, oder gereizt wird.

XXXI. D a s H e r m e l i n.

Mustela erminea. (L'hermine.)

Das Hermelin (große Wiesel) wohnt häufig in nördlichen, und gemäßigten Gegenden von Europa, Asien und Amerika, und fehlt auch in wärmern Ländern nicht ganz. Es hat seinen Aufenthalt in Häusern, Steinhaufen, Felsklüften, an den Ufern der Flüsse, in hohlen Bäumen, und liebt dünne Waldungen, vorzüglich von Birken.

Seine Nahrung ist die nämliche, wie vom gemeinen Wiesel; im Norden lebt es vorzüglich gerne von Eichhörnern und Lemingen.

Die Farbe des Hermelins verändert sich im Frühling und Herbst mit den Haaren. Es hat im Sommer in kalten Gegenden eine schwärzlichbraune, in

wärmern eine hellbraune Farbe. Kehle, Brust, und Bauch sind weiß, eben so die Fußzehen und Ohrenränder. Im Winter aber wird es ganz weiß, die Schwanzspitze ausgenommen, welche allzeit schwarz bleibt. Doch ist diese Verwandlung der Farbe nicht ohne Ausnahme. Sie ist eine bekannte Sache in den kalten Ländern, und trifft in warmen Ländern wenig oder gar nicht zu. In den höchsten Polarländern wird das Pelzwerk des Hermelins vorzüglich weiß, und fein. In Norwegen, Lappland, und Sibirien wird daher dieses Thierchen häufig in Schlagbäumen, Fallen und Schlingen gefangen. In Deutschland sind weiße Hermeline nichts Seltnes.

Das Hermelin ist ein lebhaftes Thier von feiner Physiognomie, äußerst schnell in seinen Bewegungen, dabey wild, und von widrigem Geruch. In seinen Sitten kömmt es mit dem gemeinen Wiesel überein.

Das Pelzwerk wird zu Futter, und Aufschlägen verarbeitet, und ist desto kostbarer, je größer, weißer, und dicker von Haaren und Leder es ist. Es war ehemals geschätzter, als itzt, wo es andern kostbaren Arten des Pelzwerkes Platz gemacht hat.

XXXII. Der Igel.

Erinaceus. (Le hérisson.)

Der Igel ist in Deutschland, und überhaupt in Europa, die kältesten Gegenden ausgenommen, ziemlich gemein. In einem Theile Asiens wird die gemeine Art Igel ebenfalls, und noch mehr eine Art *langöhrigter* Igel angetroffen. Man findet ihn im Gesträuche, unter Zäunen, und Hecken auf einem Lager von Gras, Blättern und Moos, oder am Fusse von Bäumen in einer Höhlung, auch in Felsenritzen und unter Steinhaufen.

Er ernährt sich von Schnecken, Würmern, Käfern, Heuschrecken, Fröschen, kleinen Vögeln, und süßem Obst. Fleisch frisst er mit großer Begierde. Seinem Raube geht er des Nachts nach; am Tage schläft er. Er frisst nur wenig. Den Winter bringt er erstarrt in hohlen Bäumen und Felsenritzen zu.

Das Weibchen hält sich zu seinem Männchen, und paart sich im Frühling. Es wirft drey bis vier Junge, welche in einem Neste von Moos liegen.

Der Igel ist ein furchtsames Thier, das wenig oder gar keinen Schaden verursacht. Es fehlt ihm an Schnelligkeit zur Flucht und Stärke zu seiner Vertheidigung. Dagegen aber ist er durch eine eigne Art Waffen geschützt, welche in seiner stachlichten Hautbedeckung besteht. Sobald er nur mit der Hand berührt, oder von andern Thieren angegriffen wird, rollt er sich kugelförmig zusammen, und ist dann von den scharfen Stacheln, die seinen ganzen Leib bis auf den Bauch bedecken, wie von einem Panzer umgeben. In dieser Stellung liegt er geduldig, und benetzt sich zu seiner äußersten Vertheidigung auch mit einem sehr übelriechenden Urin. Diese Waffen schützen ihn vor dem Haus- und Feldmarder, dem Iltis, Wiesel, und ähnlichen Feinden.

Außer seinen Stacheln machen ihn der spitzige Rüssel, der vorne eingekerbt ist, die kleinen Augen, die kurzen, breitgerundeten Ohren, kleinen Füße, und der kurze Schwanz ziemlich kennbar. Die Stacheln erscheinen in der Mitte, und am äußern Ende dunkelbraun.

Er läßt sich zahm im Hause halten, und vertilgt so gut wie eine Katze die Mäuse. Seine Unreinlichkeit, übler Geruch, und das Geräusch, das er verursacht, machen ihn aber beschwerlich. Sein Fleisch ist ungenießbar. Man verfolgt ihn wegen des Schadens, den er dem Federwilde thun soll.

XXXIII. D e r M a u l w u r f.

Talpa. (La taupe.)

Der Maulwurf lebt meistens unter der Erde, in der er sich, wie der Dachs, einen künstlichen, und tiefen Bau gräbt. Er zeichnet sich durch einen plumpen, länglichtdicken Körper mit kurzen Füßen, und Schwanz aus, der zugleich schuppig und behaart ist. Er hat eine lange Schnauze, die sich in einen stumpfen Rüssel endigt, sehr kleine Augen, und dichte, feine, weiche Haare von meistens glänzend schwarzer Farbe, die aber auch in weiß, gelb, grau u. d. gl. variirt. Die Vorderfüße stehen dicht am Kopfe, sind rund, und haben eine auswärts gekehrte Sohle.

Er wohnt in ganz Europa, in Asien, und dem nördlichen Afrika. Man findet ihn in Gärten, Wiesen, Rainen, seltner auf Aeckern. Er bezeichnet seinen Aufenthalt durch lauter aufgeworfene kleine Hügel, und macht sich unter

der Erde aus einem Gemeng von Erde, Wurzeln, und Gras feste Gänge oder Gewölbe, deren Eingang er verschließt, und worin er sich vor Regen, und kleinen Ueberschwemmungen sehr gut zu schützen weiß. Ein Hügel ist mit vielen abhängigen Löchern durchbohrt, welche alle in den Mittelpunkt des Gewölbes durch feste Gänge führen.

Er wählt zu seinem Aufenthalt gerne einen weichen, wurzel- und insektenreichen, jedoch trockenen Boden. Er nährt sich von Würmern, vorzüglich Regenwürmern, und Insektenlarven, die er unter der Erde durch seinen feinen Geruch zu entdecken weiß, und denen er nachgräbt. Er gräbt mit großer Geschwindigkeit mittels der Vorderfüsse, und räumt die aufgegrabene Erde mit den Hinterfüssen zurück. Er wirft bey Regen- und Thauwetter häufiger auf, und läßt sich da öfter auf der Oberfläche der Erde sehen, weil er den Regenwürmern nachgeht. Bey großen Ueberschwemmungen kommen die meisten Maulwürfe um, obwohl sie schwimmend einen höhern Boden zu erreichen, und sich auch auf die Bäume zu retten suchen.

Männchen und Weibchen halten zusamm. Sie paaren sich gerne das Frühjahr. Das Weibchen ist nur kurze Zeit trächtig, und wirft vier bis fünf Junge auf einem Lager von Gras und Blättern, und zwar in festern, und größern, auch rings umher mit Ausgängen zur Flucht versehenen Hügeln. Es flüchtet auf den geringsten Lärm, und entreißt seine Jungen der Gefahr.

Die Maulwürfe thun in Gärten und Wiesen großen Schaden, indem sie die Wurzeln der Pflanzen abnagen, den Boden uneben machen, und sich sehr stark vermehren. Man sucht sie daher durch Fallen u. d. gl. auszurotten. Am sichersten vertreibt man sie durch Bewässerung der Wiesen.

Der *schwarze*, *weißgefleckte*, und der *weiße* Maulwurf sind Abarten. Der *gelbe*, und *graue* scheinen ebenfalls bloße Spielarten des gemeinen Maulwurfs.

Mit dem gemeinen Maulwurf kömmt in Gestalt und Sitten der *langgeschwänzte* und der *rothe* Maulwurf beynahe völlig überein. Ersterer hat einen fast halb so langen Schwanz, als der Leib; die Hinterfüsse sind schuppig, das Haar rothbraun. Der rothe Maulwurf ist größer, als der gemeine, hat einen am Anfang dickern Schwanz, Vorderfüsse mit drey Zehen, und eine rothe ins lichtgraue fallende Farbe. Das Vaterland des erstern ist Nordamerika, des letztern Amerika. Von beyden etwas verschieden ist der *Goldmaulwurf*, welcher am Vorgebirg der guten Hoffnung zu finden ist, und ein eignes Geschlecht zu bilden scheint.

Schmid, Karl

Naturhistorische Beschreibung der Säugthiere

Bd.: 1. Nach Buffon bearb. - 1814. - VI, 96 S.

München 1814

4 Zool. 494 m-1/3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10232185-7